Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Heyden, Julius <<von der>>,

Leonide ein Roman

Bd.: 1

Leipzig 1835

P.o.germ. 1246 mc-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10118243-6

P. o. Germ.
1246 mc -1 Scaevola

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

<36634803580015

<36634803580015

Bayer. Staatsbibliothek

Leonide.

Ein Roman

von

Emerentius Scävola.

Erster Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1835.

49. D.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Erstes Capitel.

Es schmiedete
Der Gott um ihre Stirn ein ehern Band.
Rath, Mäßigung und Weisheit und Geduld
Verbarg er ihrem scheuen düstern Blick;
Zur Wuth ward ihnen jegliche Begier
Und grenzenlos drang ihre Wuth umher.

Goethe.

Der kleine Flecken Lacaparède in Languedoc wimmelte von Menschen. Das Fest der heiligen Veronika, deren Bild hier seit König Chlodowig's Zeiten Wunder that, traf mit dem großen, weit und breit berühmten Pferdemarkt des Ortes zusammen, und die Menge der andächtigen, von nah und fern daher gewallfahrteten Pilger, umwogt von der nicht geringern Anzahl Kauflustiger und Verkäufer, die von Nord und Süd zusammengeströmt waren,

lieferte ein Abbild des Marktes im Vorhof des Salomonischen Tempels, ehe der Herr die Buben verjagte, welche seines Vaters Haus zur Mördergrube gemacht hatten.

Schwankend zwischen den Gefahren, hier einen knienden Büßer zu treten, dort von einer Procession niedergerissen und zertreten zu werden, hier unter einen Haufen streitender Handelsleute zu gerathen, dort einem schwerfälligen normannischen Proberenner in den Weg zu kommen, wand sich ein junger Mann behutsam zwischen den Altären in dieser, und dem Gewühl des Hyppodroms in jener Gasse durch und sah endlich, leichter aufathmend, über der Thüre eines zweistöckigen Giebelhauses das Wahrzeichen eines Zufluchtsortes; ein großes, mit Trauben, Flaschen und Gläsern bemaltes Schild verkündete ihm ein Weinhaus. Er trat ein.

Der Fremde hatte aber sehr Unrecht gehabt, sich von dem Zeichen des Hauses wenigstens heute ein Asyl zu versprechen. Massen Kommender und Gehender drängten sich in unsanfter Bewegung durch die enge Thür des Wirthszimmers, und schon war

der Ankömmling im Begriff, seine Hoffnung, ein Ruheplätzchen zu finden, aufzugeben, als ein Chorgesang, von Trompeten und Posaunen begleitet, die Annäherung der Procession verkündete, welche dem heiligen Ambrosius bei dessen der heiligen Veronika abzustattendem Besuch das Geleite gab. Jetzt entlud theils die Neugier, theils die Andacht der Gäste das übervolle Zimmer; eine gewaltige Flut füllte die Vorhalle, drängte den Fremden an die Wand und verstopfte die Hausthür. Ein Theil der von Licht und Aussicht Abgeschnittenen versuchte einen Sturm auf die Besatzung des Ausgangs, während der andere, friedfertigere sich wieder zurück in das Zimmer schob; ihr Wogendrang faßte den Fremdling; er fühlte sich unwiderstehlich umwickelt in der Mitte des Knäuls, fortgerissen und in das Zimmer hineingedrängt.

Vier offene Fenster, von Weinlaub vergittert, ließen einer wohlthätigen Zugluft freies Spiel; zwischen zweien dieser Oeffnungen in der hintern Ecke des Zimmers nahm der Eingetretene einen kleinen Tisch und an diesem drei Stühle wahr; einer der-

selben war unbesetzt; des Fremden Ermattung machte ihr Recht geltend, er setzte sich und bog, um die frische Luft mit vollen Zügen einzuathmen, das Weinlaub am Fenster etwas seitwärts und starrte hinaus in das Freie.

Eine Zeitlang schweifte sein Auge, ohne einen Gegenstand festzuhalten, umher, bald aber ward es gebunden. Dem Fenster gegenüber, an der andern Seite der Straße, hatte ein Amuletkrämer seinen Tisch aufgepflanzt und pries hier ein Agnus-Dei dem braunen languedoker Landmädchen gegen das Alpdrücken, dort dem gebückten Mütterchen ein geweihtes Elendsklauenkreuz als unfehlbares Mittel gegen die Gicht an; hier erhandelte ein stämmiger, schwarzgelockter Bursch den schönsten Rosenkranz von violetten Glasperlen und ließ die heilige Waare mit einem freundlichen, aber so verborgenen Schmunzeln in die Tasche am Brustlatz gleiten, daß kein Kenner junger Herzen an der Bestimmung der Perlenschnur, aus der Hand des Käufers in die Hände eines geliebten Mädchens überzugehen, zweifeln konnte.

Mit Einem Male nahm aber das stille Treiben von Alt und Jung um den Kramtisch einen andern Charakter an. Ein ältlicher Bürgersmann, oder wenigstens, wie es aus seiner reichern Tracht zu schließen war, ein sehr begüterter Landmann, machte sich mit Fäusten und Ellenbogen Bahn durch den Volkshaufen, welcher einen Kreis um den wichtigen Mann geschlossen hatte, der die sichere Hülfe gegen jedes Uebel in der Welt für wenig Sous feilbot, und fiel diesen Wunderthäter so laut mit harten, drohenden Worten an, daß der Tumult in das Zimmer drang und die Neugier der Weingäste sehr hoch spannte. Bald war das Haus fast noch leerer als vorhin bei dem Vorüberzuge des heiligen Ambrosius, und mismuthig sah der Wirth seinen Gästen nach, welche den Kreis um die beiden Streiter vergrößerten und, theils für den Heiligen, theils für den Profanen Partei nehmend, die Rückkehr vergaßen. Endlich erinnerten sich einige der Gemäßigten ihrer Gläser und brachten, wiederkehrend zu diesen, die Nachricht mit, daß jener Ausforderer ein Pachter sei, welcher während des vorjährigen Mark-

tes von jenem Krämer ein geweihtes Mittel wider die blaue Milch seiner behexten Kühe verlangt und für schweres Geld zwei bleierne Heiligenbilder empfangen habe, um das eine in dem Viehstall, das andere in der Milchkammer aufzuhängen und des besten Erfolges gewiß zu sein. Jetzt behaupte der Pachter, das Mittel habe nicht angeschlagen, der Krämer habe ihn betrogen und müsse ihm seine fünf Livres zurückgeben. Der Verkäufer weigre sich aber, dieser Zumuthung zu genügen, und schwöre auf die Echtheit der von ihm verkauften Amulete, deren Wirkung nur durch des Käufers ermangelnden Glauben an die wunderartige Kraft der geweihten Bilder vereitelt worden sei.

Der Fremde hatte sein Gesicht von dem Fenster ab- und dem Erzähler der Geschichte jenes Haders zugewandt, als er dicht in seiner Nähe von einer gedämpften männlichen Stimme folgenden Ausruf vernahm:

„Sollte man glauben, daß wir im letzten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts, im Zeitalter und im Vaterlande eines Voltaire leben?“

Der junge Mann fand erst jetzt Veranlassung, seine Nachbarn schärfer ins Auge zu fassen; der nächste derselben war ein Mann von ungefähr vierzig Jahren in ganz schmuckloser grauer Kleidung. Die ungewöhnliche Höhe seiner Stirn war augenscheinlich Folge eines frühzeitig eingetretenen Haarverlustes und dieser nach der Sitte der damaligen Zeit künstlich durch eine dicke Lage von Puder und Pomade versteckt, die, eine Schneppe über der Nasenwurzel bildend, sich vier Finger breit über die Augenbrauen hinwegwölbte.

Der Zweite, am jenseitigen Ende des Tischchens sitzend, war ein alter, aber kräftiger Mann; seine Kleidung, ein hell- und dunkelgrün gestreifter seidener Rock, an beiden Seiten herunter mit einer schmalen Goldstickerei eingefaßt, das Spitzenjabot, fast ganz von den lang herabhängenden breiten Zipfeln seiner Halsbinde bedeckt, die gelbe Atlasweste, mit Blumen gestickt, standen im Gegensatze zu den gelben, wildledernen Beinkleidern und den steifen, glänzenden, mit ungeheuern Sporen beschnallten Stiefeln. Die seltsame Zusammenstellung dieser verschie-

denartigen Kleidungsstücke verrieth keinen Vertrauten der Mode und ließ vielmehr auf einen, von Stadt und Welt abgeschiedenen Landgutsbesitzer, der zierliche Galanteriedegen jedoch auf einen Mann höhern Standes schließen.

Während der junge Fremde diese flüchtigen Bemerkungen machte, hatte der Alte den ihm von seinem Nachbar hingeworfenen Faden des Gesprächs aufgenommen. „Es begeben sich wol noch schlimmere Dinge als solche im Zeitalter und im Vaterlande Voltaire's," erwiderte er; „wissen Sie denn, wo wir sind?" fragte er und sah seinem Nachbar mit einem Ausdruck, der den tiefsten Schmerz mit dem bittersten Hohne verschmolz, ins Auge, faßte dann die Hand des grauen Mannes und sprach mit lauter, fast schreiender Betonung: „In diesem Hause wurde Calas geboren!"

Der Graue fuhr sprachlos zusammen, und auch der Fremdling am andern Fenster fühlte sich beben; doch Keiner von den Dreien sprach ein Wort; aber ein Vierter, von der lauten Rede jenes alten Mannes zur Theilnahme an dem Gegenstande des Ge-

sprächs erweckt, fing an, sich in dasselbe zu mischen. „Calas?“ fragte er; „etwa derselbe Calas, welcher vor etwa zwanzig Jahren in Toulouse hingerichtet wurde?“

„Derselbe Calas, welcher in Toulouse gemordet wurde!“ entgegnete der Greis mit bebender, aber kräftiger Stimme.

„Gemordet, mein Herr? Wer behauptet das?“ so erhob sich aus dem entgegengesetzten Winkel des Zimmers eine rauhe Baßstimme, deren Eigenthümer schwerfällig dem Alten entgegenschritt.

„Ich behaupte das,“ antwortete dieser; „ich und unser allergnädigster König, Ludwig XVI., den Gott segne und erhalte.“

„Und ich behaupte,“ schrie donnernd der Bassist, „daß der Mörder Calas hingerichtet worden ist — von Rechtswegen! — Hören Sie mich an, meine Herren,“ so wendete er sich an die aufmerksam gewordenen Weingäste; „hören Sie mich an, ich will Ihnen die Geschichte erzählen. Ich bin ein Einwohner von Toulouse, und folglich: hat Jemand das Recht, von der Sache zu sprechen und zu urtheilen,

so bin ich es und kein Anderer. Geben Sie Acht! Dieser Calas, Jean hieß er mit Vornamen, hatte sechs Kinder und war Kaufmann in Toulouse; er lebt da ein Jahr, zehn Jahre, funfzehn Jahre; jedem guten Christen fällt es auf, daß weder er noch seine Kinder zur Beichte und zum heiligen Nachtmahl gehen. Da kommt es plötzlich an den Tag, daß dieser Jean Calas ein Nachkömmling jener hugenottischen Ketzerbrut ist, die dem Strafgericht in der heiligen Bartholomäusnacht vor ein- oder zweihundert Jahren entrann; es kommt ans Licht, daß Jahr für Jahr ein hugenottischer Pfaffe bei ihm einkehrte und ihm mit sammt seinem Weibe und seinen Kindern den geheiligten Kelch zu trinken gab. Nun verschwuren sich alle gute Christen in und um Toulouse, dem Ketzer keinen Verdiest mehr zukommen zu lassen; aber dem stand der Böse selber bei. Seine Waaren blieben die besten, die wohlfeilsten und leider die gesuchtesten; denn so gottlos ist das Volk, daß es, um einen Sous am Pfunde zu sparen, einen heiligen Erzengel verhungern lassen und den Teufel selbst in Nahrung setzen würde.

Nun hören Sie weiter, meine Herren. Der Ketzer wurde reich, und die andern Kaufleute verarmten; mein eigner Vater starb am Bettelstabe, weil die Käufer vor seiner Thüre das Gras wachsen ließen; aber die Freude nahm dort ein Ende mit Schrecken! Die lieben Heiligen erleuchteten Calas' ältesten Sohn Marc Antoine. Dieser sieht ein, daß er in Satans Stricken liegt; sein Gewissen erwacht, er beschließt, dem Sündendienst zu entsagen und zu unserer heiligen, allein seligmachenden Kirche überzugehen. Aber hören Sie an, meine Herren: heute meldet er sich bei unserm Herrn Erzbischof, und — morgen hängt er, ein Leichnam, an einem Haken in seiner Stube."

„Das ist nicht wahr!" rief der Greis; „erst fünf Wochen nach dem Tage seiner Meldung bei dem Herrn Erzbischof fand man ihn erhenkt."

„Hören Sie nicht auf ihn, meine Herren," schrie der Toulouser; „ich muß das besser wissen, denn ich bin aus Toulouse. Also: gestern — gestern hat er sich gemeldet, und heute hängt ihn sein Vater auf."

Der Verfechter des toulouser Blutgerichts war wieder in Gefahr, von dem alten Herrn unterbrochen zu werden, aber ein beschwörender Blick des grauen Nachbars, und die redfertige Lippe schloß sich wieder und ließ dem stämmigen Toulouser einstweilen das Wort, der also fortfuhr:

„Denken Sie sich, meine Herren, den Schrecken, der die ganze Stadt ergriff, als die Mordthat verlautbart wurde. Das Volk war kaum abzuhalten, den Kindesmörder zu zerreißen; die Justiz bemächtigte sich seiner, schleppte ihn in den Kerker und vernahm Zeugen über Zeugen. Es war erwiesen: Jean Calas war der Mörder seines Sohnes; aber der alte verstockte Sünder leugnete; er wurde auf die Folter gespannt, aber der Satan stand ihm bei; kein Geständniß war von ihm zu erpressen! Nun, meine Herren, urtheilen Sie: hatte das Tribunal nicht Recht, den Ketzer, den Mörder zum Rade zu verurtheilen?"

Die allgemeine Stimme war laut und entschieden auf der Seite des Toulousers, und kaum bemerkte das der Alte, als er mit einem vor Zorn

glühenden Gesicht sich erhob, um die Sache seines längst im Grabe schlummernden Clienten kräftiger zu vertheidigen.

„Nichts als Lügen sind das!“ schrie er; „erwiesene abscheuliche Lügen! Hat nicht, seit Voltaire sich der Sache des gemordeten Märtyrers annahm, ein Tribunal von funfzig unparteiischen Richtern den Unglücklichen —“

„Unparteiischen?“ fiel ihm sein Gegner mit seiner Stentorstimme in die Rede. „Hören Sie mich an, meine Herren, ich will Ihnen die Sache erzählen. Dieser Voltaire, dieser Philosoph, dieser Ketzer, dieser Gotteslaugner, hat sich unterfangen, seine lästerliche Stimme gegen das hochachtbare Tribunal meiner Vaterstadt so laut zu erheben, daß unser allergnädigster König bewogen wurde, den Proceß und das Urtheil von einem andern Gerichtshofe prüfen zu lassen, und die lieben Heiligen werden wol wissen, welche Mittel und Kräfte in Bewegung gesetzt worden sind, um Gerade in Ungerade und Schwarz in Weiß zu verwandeln. Kurz, die Richter erklärten den Mörder für schuldlos, das wider

ihn ergangene Urtheil für ungerecht, und der König überschüttete die Witwe und die Kinder mit solchen Gnaden, daß —"

Länger war die Lebhaftigkeit des Greises nicht zu bändigen; er verließ seinen Platz hinter dem Tische, drängte sich vor durch das Gewimmel, stellte sich seinem Widersacher gegenüber und rief: „Was sprecht Ihr da von Rechtsverdrehung? von Krumm und Gerad? von Schwarz und Weiß? — Ward' es nicht erwiesen, daß der Apostat, der Marc Antoine, schon seit Jahren schwermüthig gewesen war? daß er oft geäußert hatte, er müsse sterben, müsse sich das Leben nehmen? War es nicht erwiesen, daß der zweite Sohn des unglücklichen Calas schon längst zur katholischen Kirche übergetreten war und dennoch fortwährend von seinem Vater unterstützt wurde? War es nicht klar, daß andere Kräfte als die eines fast siebzigjährigen Greises erfodert wurden, um einen rüstigen Jüngling zu überwältigen und ihn aufzuhängen? War es nicht erwiesen, daß die Richter, die den Märtyrer zum Tode verurtheilt hatten, Feinde seiner Person und seines Glaubens gewesen?"

„Hört Ihr?“ schrie der Toulouser. „Er nennt den reuigen Sündensohn einen Apostaten und den Mörder einen Märtyrer! Er frevelt an allen Heiligen, die gestorben sind zur Ehre der katholischen Kirche auf Folter und Rost, durch Schwert und Spieß! Ich setze meinen besten andalusischen Hengst gegen einen Esel, daß dieser Vertheidiger des Mörders so gut wie jener ein Sprößling jener Ketzer ist, die der Würgengel bei der Bluthochzeit mitzunehmen vergaß. — Was? und ein Solcher will unsere heilige Kirche verunglimpfen?“

Mit steigender Angst hatte bis zu diesem Augengenblick der graue Mann dem beunruhigenden Auftritte schweigend zugesehen, jetzt aber ergriff er, nach einem Vermittler des immer heftiger werdenden Streites suchend, die Hand des jungen Fremdlings, dessen Blicke ihm Theilnahme an dem leidenschaftlichen Greise zu verrathen schienen, und flüsterte: „Mein Herr, die milden Züge Ihres Gesichts erfüllen mein Herz mit Vertrauen zu Ihnen. Sein Sie barmherzig, retten Sie jenen alten Mann, der, von seiner zu lebhaften Theilnahme an dem Schicksale eines

längst Verstorbenen zu diesem Streite hingerissen, weder seine Worte noch die Gefahr seiner Stellung zu wägen vermag."

Der junge Mann sah seinen geängstigten Nachbar mit einem Blicke an, in welchem die Frage zu lesen war, warum er nicht selber den unruhigen Greis zu beschwichtigen suche, welcher fortfuhr, den Zorn seiner Gegner wider sich zu entflammen, indem er sich in der That für einen Calvinisten erklärte und in seiner Hitze Worte fallen ließ, welche allerdings nachtheiliger Deutung in Bezug auf die katholischen Beisitzer des toulouser Tribunals fähig waren. Dennoch hätte man den übeln Folgen des Wortkampfes vorbeugen können, wenn die Streitkräfte auf beiden Seiten dieselben geblieben wären; doch leider verstärkte ein Vorfall, welcher sich draußen am Tische des Krämers ereignete, die Partei des rohen Toulousers, der, längst angriffsfertig, sein Uebergewicht zum Beginn eines ernstern Kampfes benutzte.

Ein Kärner, im Handel um einen Gaul begriffen, war, diesen versuchend, gerade bis an die Thüre

des Wirthshauses gekommen, als der Teppich, welcher zu Ehren des Tages von dem Giebel des Gebäudes herabflatterte, das Thier scheu machte; vergebens bemühte der ziemlich ungelenke Reiter sich, dem widerspenstigen Pferde seine Schranken anzuweisen. Jeder Peitschenschlag, jeder Hackenstoß steigerte die Widersetzlichkeit des stätischen Rosses, welches, statt vorwärts zu gehen, in ungemessenen Rückschritten und Seitensprüngen bald den Menschenkreis, der gedrängt den Heiligenkram umgab, gewaltsam durchbrach und mit einem Hufschlage den Tisch mit allen Kreuzen, Bildern und Rosenkränzen zu Boden warf. Der bisher gewährte Zwiespalt zwischen dem Pachter und dem Krämer trat jetzt in den Hintergrund, verdrängt von einem ernstern; der Krämer fiel den Kärner und dieser den Roßtäuscher an, welcher ihn mit einem stätischen Gaule habe betrügen wollen. Endlich ward der Streit vermittelt. Der Roßkamm erklärte sich bereit, seine Widersacher mit einem Glase Wein zu versöhnen; der Kärner versprach einen gleichen Beitrag zur Beschwichtigung des Krämers zu liefern, und die drei

Parteien mit ihrem zahlreichen Anhange begaben sich in das Weinhaus. Der Wirth kredenzte; die Flaschen jagten einander, die Köpfe wurden heiß, und in der Schnelle weniger Minuten sah der Anwalt des Blutgerichts seiner Vaterstadt sich um zehn bis zwanzig Zungen und doppelt so viel rüstige Arme stärker.

Zu spät erkannte der alte Mann jetzt die ihm drohende Gefahr; seinem Rückzuge folgten die Angreifer; vergebens warf diesen der Fremde sich entgegen; der Tumult war bereits so allgemein geworden, daß nur Parteinahme für den großen Haufen oder völlige Neutralität Sicherheit versprach. Zu keiner dieser beiden Maßregeln konnte der Jüngling sich aber entschließen; er ergriff den bedrängten Greis, dessen bebender Hand der gezogene Degen gleich im Anfange des Kampfes entrissen worden war, schob ihn zurück in die Ecke, stellte sich vor ihm hin und rief:

„Ruhe! im Namen des Königs, Ruhe, sag' ich Euch! — Hat dieser Mann etwas verbrochen wider Staat oder Kirche, so klagt ihn an bei der Obrigkeit, aber —"

Er vermochte nicht zu enden; der Tumult um ihn her verdoppelte sich, und mit heftig blutender Stirn, getroffen von einem Wurfe des porzellanenen Degengefäßes des alten Herrn, taumelte der fremde Vermittler dem Fenster zu.

„Hinaus mit ihm! Hinaus zum Fenster mit allen Beiden!" brüllte der fanatische Pöbel und drang auf die wehrlosen, halb ohnmächtigen Opfer seiner Wuth ein. Da sprang der Mann im grauen Kleide auf, zum Fenster hin, riß die Weinranken hinweg und schrie aus allen Kräften: „Mord! Rettung! Hülfe!"

„Hinunter auch mit dem Schreihals!" rief der Toulouser, welcher den Fremdling schon umschlungen und zum Hinabsturz gehoben hatte. „Kommt her, schlagt diesem hier die Finger entzwei, er hält sich fest an das Fensterkreuz! Kommt, hebt ihm die Füße auf, schleudert sie hinüber und laßt ihn schweben zwischen Erd' und Himmel!"

Sofort setzte der Aufruf des Unruhstifters mehre Arme in Bewegung, und nur noch eines tüchtigen Ruckes schien es zu bedürfen, um dem Kopfe

des jungen Mannes das Uebergewicht zu geben, als ein Ruf, der von der Straße heraufdrang, die wüthenden Kämpfer entwaffnete.

Bis zum Zeitpunkte der Revolution übte nämlich der Titel eines Herzogs, eines Grafen, ja selbst ein Chevaliers eine fast zauberähnliche Gewalt auf die niedern Volksklassen. Eine Dame, der die Ehre des Sessels bei Hofe geworden; ein Herr, durch seine Geburt zum Zutritt in die Antichambre bevorrechtet, waren Gegenstände tiefer unterwürfiger Ehrfurcht in den Provinzen. Das Wunder der plötzlichen Lähmung der wüthenden Gegner des jungen Mannes war mithin einem Jeden leicht erklärbar, der den Zuruf zweier, eben vorübergehender Männer in Livrée vernommen hatte: „Unglückliche! was beginnt Ihr? — Ihr vergreift Euch an den Herrn Grafen Saint Hilaire de Pontgris!"

Einem elektrischen Schlage ähnlich durchlief der Schrecken alle Glieder der stürmischen Versammlung; eines nach dem andern begann sich abzulösen; der graue Mann, losgelassen von seinen Feinden, sank zwischen Tisch und Wand neben dem alten Herrn

nieder, der mit kochender Brust und rollenden Augen, aber, wie es schien, bewußtlos unter einer umgestürzten Bank lag. Das Zimmer ward schnell leer, und der Graf sank in die Arme seiner eindringenden Diener.

„Hülfe, um Gotteswillen, Hülfe! Hier ist ein Unglück geschehen!" rief der Mann im grauen Kleide, welcher sich seit seiner Befreiung aus den Händen zweier riesiger Basken wieder zu dem Greise gewandt hatte. „Hülfe! der Herr von Auverrière stirbt!" rief er noch einmal und riß dem Ohnmächtigen die flatternden Fetzen der in der Hitze des Kampfes zerrissenen Spitzenbinde vom Halse.

„Herr Wirth, einen Arzt!" rief der Graf und benutzte das, ihm zur Reinigung seines blutigen Gesichts dargereichte Wasser, um den scheintodten Greis ins Leben zurückzurufen. Es gelang ihm; aber der erste Athemzug des Erweckten ward zum tiefstöhnenden schmerzlichen Seufzer, und der bald eintretende Wundarzt überzeugte sich mit Achselzucken, daß unter seinen Händen ein Schwerkranker mit zerbrochenem Schlüsselbein leide.

„Um des Heilandes Willen, wie bringen wir diese Nachricht dem Fräulein Cäcilia bei!“ rief der Fremde im grauen Kleide und ging händeringend auf und ab im Zimmer.

Diese Worte schienen einen neuen Schmerz in der Brust des alten Mannes zu erregen. „Ich will zu meiner Tochter,“ röchelte er; „bringt mich nach Luclause.“

„Sie fodern das Unmögliche, gnädiger Herr,“ erwiderte der Wundarzt; „kaum weiß ich, wie wir Sie in das Zimmer schaffen sollen, welches der Wirth in dem obern Geschoß für Sie in Stand setzen läßt; um wie viel weniger würde ich es vermögen, Sie in den Wagen und zwei Meilen weit auf holperigen Straßen nach Ihrem Schlosse bringen zu lassen.“

Der Alte kämpfte sichtbar nicht minder hart mit seinem Unmuth als mit seinem Schmerze. Ein Weilchen schwieg er, dann sprach er: „Legrange, ich will in den Armen meiner Tochter sterben; schicken Sie den Reitknecht nach Luclause, Cäcilia soll kommen.“

„Reden Sie nicht von Sterben, mein Freund,“ sprach mit sanfter beruhigender Stimme der Mann im grauen Kleide. „Bei Ihrer Körperkraft, bei Ihren jünglingsfrischen Säften hört ein Knochenbruch auf, auch selbst in Ihrem Alter das Leben zu gefährden.“

„Meine Minuten sind gezählt,“ erwiderte der Greis; „thun Sie, was ich Ihnen sage: schicken Sie den Reitknecht zurück nach Luclause und lassen Sie mein Kind an mein Sterbebett berufen.“

„Wie, durch den Reitknecht, durch diesen Boten, unfähig, das Kindesherz zu schonen, soll die liebreiche Tochter das Unglück des theuern Vaters erfahren?“ fragte der Andere. „Erwägen Sie, wie nothwendig es ist, dieses zarte Wesen, kaum erst hergestellt von einem lebenbedrohendem Siechthum, mit äußerster Schonung zu behandeln. Nein, Herr von Auverrière, unvorbereitet darf Fräulein Cäcilia diese Kunde nicht empfangen, wenn wir sie nicht der Gefahr eines Rückfalls in ihre kaum besiegte Krankheit preisgeben wollen. — Aber wem können wir dieses traurige Geschäft übertragen? — Ich würde

mich selbst zum Unglücksboten erbieten, wenn ich Sie verlassen dürfte, oder Sie unter der Obhut eines zuverlässigen Freundes wüßte; aber welche Freunde haben wir hier?"

Er sprach diese Worte in einem so klagenden Tone, daß das Mitgefühl des jungen Grafen rege ward. „Darf ich," sprach dieser, leise vortretend; „darf ich, bis Sie zurückkehren, das Hüteramt an diesem Krankenbette übernehmen?"

Der Fremde sah den freundlichen Gast dankbar, aber doch etwas verlegen an; da nahm der Verwundete das Wort und sprach: „Mein Herr, Sie sind sehr menschenfreundlich; doch muß ich befürchten, daß Sie aus der Scene, deren Zeuge und Theilnehmer sie heute geworden, nicht entnommen haben, wer wir sind, und daß Sie, wenn es Ihnen kund sein wird, weniger gütig gegen uns sein werden. — Wir sind Calvinisten."

„Auch ich bin Calvinist," erwiderte der Graf; „und noch mehr: ich bin selbständig und darf nach Gefallen meine Reise verzögern, denn auf mich harren weder Aeltern noch Gattin. Wenn ich gegen

Abend diesen Ort verlasse, so lange ich noch immer zeitig genung in Cordes an.

Augen und Züge des Fremden nahmen einen fast zärtlichen Ausdruck an, und mit Wärme faßte er die Hand des Jünglings, drückte sie sanft und sprach mit sehr innigem Tone: „Mein Sohn, Gott segne Sie! Gott lohne Ihnen! — Und er wird Ihnen lohnen, und er wird Sie segnen! Nicht nur zu unserm Heile, nein, auch zu dem Ihrigen hat er Sie hiehergerufen im Augenblick unserer höchsten Noth! Jeder guten That folgt ihr lohnender Engel. Zweifeln Sie nicht!"

Das Zimmer für den Kranken war jetzt bereitet, und die Schwierigkeit, ihn dorthin zu bringen, wurde besonders durch die umsichtige Fürsorge des Grafen vermindert. Kaum war es gelungen, dem Patienten eine, seinem Zustande möglichst angemessene Lage zu geben, als dieser auch schon mit neuer Sehnsucht nach seiner Tochter verlangte. Sein Begleiter theilte ihm seinen Entschluß mit, sich selbst zu dem Fräulein zu begeben, diese mit dem unglücklichen Ereigniß bekannt zu machen und binnen

möglichst kurzer Zeit mit derselben zu ihm zurükzukehren; der Graf Saint Hilaire de Pontgris werde an seiner Statt die Krankenpflege übernehmen.

Herr von Auverrière faßte den Grafen so scharf und so anhaltend mit Verwendung seiner völligen Aufmerksamkeit ins Gesicht, daß er die Entfernung seines Freundes zu beachten vergaß. Nach einer langen, dem jungen Mann fast drückenden Pause hob er endlich an: „Sie hat wahrscheinlich das kirchliche Fest hiehergeführt, Herr Graf?"

„Zum Theil," erwiderte jener. „Ich bin im Begriff, eine Reise nach Rochelle zu machen, um die Wiege und die Gräber meiner Ahnen kennen zu lernen; in Cordes hörte ich gestern von der Merkwürdigkeit dieses Fleckens und hielt dieselbe der Mühe eines kleinen Umwegs werth. Doch leider hab' ich kaum für meine Pferde, nicht aber für meine Person ein Unterkommen finden können und, von Hunger, Durst und Mattigkeit gequält, mich genöthigt gesehen, Zuflucht in diesem Hause zu suchen."

Eine neue Pause trat ein; doch schneller als die vorige unterbrach sie der Alte, indem er vor sich

hinmurmelte: „Saint Hilaire de Pontgris! Den Namen führten einst zwei edle Brüder; Frankreichs Geschichte weiß sie zu nennen. Der eine starb mit dem großen Coligny unter den Dolchen der Fanatiker in Paris, der andere fiel auf den Mauern von Rochelle.“

„Der Erstere von Beiden war der Stammherr meiner Geschlechtslinie,“ entgegnete der Graf.

„War er's?“ rief der Kranke, und seine Augen funkelten. „Und Sie sind nicht blos ein Erbe seines Namens und seiner Güter?“ setzte er fragend hinzu. „Sie sind auch Erbe — seines Glaubens, für dessen Vertheidigung er starb?“

„Ich bin Calvinist,“ versetzte der Graf.

Herr von Auverrière vergaß seinen Zustand und strebte sich emporzurichten; doch schien er, zurücksinkend, seiner Schmerzen nicht zu achten; er streckte dem Glaubensgenossen die Hand entgegen und rief: „O, wie wohl thut es dem alten Herzen, sich öffnen zu dürfen gegen ein gleichgesinntes Herz! Wissen Sie, auch die Auverrière's standen vertheidigend auf den Wällen von Rochelle, und belagernd unter

dem großen Heinrich vor Paris. Aber sie gingen nicht mit Heinrich in die Messe, sie ließen sich nicht von den Dragonern der Maintenon in den Beichtstuhl setzen; sie entsagten dem Eigenthum, aber nicht dem Glauben ihrer Väter. Ja, Herr Graf, ich sag' es mit Stolz: der kleine Landsitz, auf welchem ich in tiefer Zurückgezogenheit hause, er ist das Einzige, was mir übriggeblieben ist von der Hälfte von Languedoc, deren Herren meine Ahnen waren. Um Gotteswillen," fuhr er plötzlich mit der Betonung des Schreckens auf, „bringen Sie mich zurück nach Luclause! Lassen Sie mich nicht hier sterben, hier an diesem Orte, dessen fanatischer Pöbel dem Leichnam des letzten Auverrière kein ehrliches Begräbniß gestatten würde."

„Beruhigen Sie sich, mein Herr," tröstete der Graf den Kranken. „Ihr Unfall ist nicht bedeutend genug, um ihren Tod veranlassen zu müssen; und sollte das Uebelste, das Gefürchtete eintreten, so vergessen Sie nicht, daß wir unter dem Schutze eines guten Königs leben. Ludwig XVI. ist kein neunter Karl, kein vierzehnter Ludwig; er ist ein gemäßig-

ter, ein aufgeklärter Katholik, der unserer, anderthalb Jahrhunderte hindurch verfolgten Kirche Rechte zugestanden hat, welche die Ruhe ihrer Bekenner sichern."

„Rechte? Rechte?" donnerte der Kranke mit der Stimme des Gesündesten dem Grafen entgegen. „Sie vergessen wol den Auftritt, dessen Folgen mich auf dieses Siechlager niedergeworfen haben! Rechte? unserer Kirche? — Nennen Sie mir die weltliche oder die geistliche Behörde, welche sich an unsere Rechte kehrt! — Stille, jedoch freie Religionsübung in unsern Häusern ist uns gestattet; aber verkleidet, ohne Zeichen ihrer amtlichen Würde müssen unsere Priester das Land durchstreichen. Sie haben den Mann in dem grauen Kleide bei mir gesehen; es ist mein Beichtvater; und diesem Manne hat der Pöbel in Cordes vor drei Jahren die Perücke vom Kopfe gerissen, weil er diese für einen Amtsschmuck calvinistischer Geistlichen hielt. Drei Wochen hat er jetzt in meinem Hause zugebracht, und ich bin deshalb heute mit ihm an diesem Orte, weil ich mit einem andern Glaubensgenossen hier zusammenzutreffen

hoffte, in dessen Hände ich meinen Beichtvater zu übergeben beschlossen hatte. Rechte! unserer Kirche! O, Freund, es wird noch viel Blut fließen, ehe Frankreich sich daran gewöhnt, einen Ketzer in seine geweihte Erde aufzunehmen. Doch, was sag' ich das Ihnen? Sie sind ja ein Franzose und ein Calvinist wie ich; hat man Ihnen denn verstattet, Ihre Todten auf dem Kirchhof der Katholiken zu begraben?"

„Meine Todten," antwortete der Graf, „schlummern in der Familiengruft auf meinem Stammgute in der Dauphiné. Keiner stört sie dort; sterb' ich, so mag man mir die Schlüssel nebst meinem Wappen nachwerfen in die Gruft, denn ich bin der letzte meines Namens."

Der Wundarzt, welcher zurückkehrte, um seinen Kranken wieder zu besuchen, machte die Fortsetzung dieses Gesprächs vor der Hand nicht rathsam.

Zweites Capitel.

> Ist's Wahl, wenn des Gestirnes Macht den Menschen
> Ereilt in der geheimnißvollen Stunde?
> Nicht eine Braut zu suchen ging ich aus.
> Nicht, wahrlich, solches Eitle konnte mir
> Zu Sinne kommen in dem Haus des Todes,
> Denn dorten fand ich, die ich nicht gesucht.
>
> Schiller.

Einige Stunden lang hatte der Graf an dem Bette des Kranken zugebracht, als er abgerufen wurde; er ging hinaus und fand den Kammerdiener seiner harren, welcher ihm meldete, daß der Kutscher auf ein anderes Unterkommen für seine Pferde denken müsse, wenn es die Absicht des Herrn Grafen sei, die Nacht hier zuzubringen, indem der aus Noth gewählte Ausspannungsort den Thieren jede Bequemlichkeit versage.

Der Graf sann ein paar Secunden nach. Hier die Nacht zuzubringen, hatte nicht in seinem Plane gelegen; aber wenn sich die Ankunft des Fräuleins verzögern sollte, so band ihn allerdings sein dem Geistlichen gegebenes Wort für diese Nacht an die Person des Greises. Diese Unterbrechung seiner Reise war dem jungen Mann nichts weniger als angenehm; er befragte den Wirth um die Entfernung dieses Fleckens von dem Schlosse des Alten und überzeugte sich aus der empfangenen Auskunft, daß das Fräulein bei nur mäßiger Eile doch bald ankommen müsse.

„So kehr' ich denn noch heute zurück nach Cordes," wandte sich der Graf zu seinem Kammerdiener. „Geht und setzt Alles in Bereitschaft, damit auf meinen ersten Wink vorgefahren werden kann."

Der Kammerdiener ging, und der Graf war im Begriff, sich zu dem Kranken zurückzubegeben, als der Wirth ihm in den Weg trat. „Herr Graf, Euere Gnaden entschuldigen mich," sprach dieser. „Hör' ich recht, so wollen Sie den Herrn von Auverrière verlassen?"

„Nicht früher, als bis seine Tochter angekommen ist,“ versetzte der Graf.

„Hätt' ich das gewußt, ich würde weniger bereit gewesen sein, dem Kranken eine Lagerstatt in meinem Hause zu bereiten,“ sprach der Wirth unmuthig. „Ich schloß aus Ihrer Vorsorglichkeit für den alten Herrn auf eine nahe Verwandtschaft zwischen ihm und Ihnen, gnädiger Herr Graf, und hielt mich Ihretwegen für die Bezahlung der Rechnung gesichert, welche, wenn die Cur auch nur einige Wochen dauert, dennoch viel zu hoch für die Kräfte des Herrn von Auverrière anlaufen wird. Wie werd' ich zu meinem Gelde kommen, wenn Sie reisen?“

Der Graf stutzte. „Wie?“ sagte er, „ist der Mann in so übeln Umständen?“

„Verschuldet über und über!“ versicherte der Wirth. „Besondern Werth mag sein Gütchen wol nie gehabt haben; doch hätte er sich ziemlich sorgenfrei von dessen Ertrage ernähren können, wenn nicht sein Eifer für seinen Glauben ihn zu Unternehmungen geführt hätte, die seinen Wohlstand untergraben

mußten. So zum Beispiel hat er mehre tausend Livres daran gewandt, sich Beweise der vermeintlichen Unschuld jenes hingerichteten Calas zu verschaffen, um dessen Vertheidiger damit zu versehen. Eine andere Angelegenheit, in welche er sich gemischt hat, mag ihm noch mehr gekostet haben. Sie erinnern sich des grauen Mannes, der bei dem Lärm hier gegenwärtig war; so weit, wie jetzt die Pomadekappe auf seine Stirn herabgeht, trug er sonst die Perücke, die, wie man behauptet, zur Tracht der calvinistischen Priester gehört wie die Tonsur zum Talar der unsrigen. Diesen Mann insultirte seiner Perücke wegen das Volk in Cordes vor mehren Jahren gröblich, und Herr von Auverrière nahm ein Capital nach dem andern auf, um jenen Vorfall zur Untersuchung und die Schuldigen zur Bestrafung zu bringen. So hat er sein Vermögen versplittert, sich mit Schulden belastet und es so weit gebracht, daß sich wol schwerlich in seinem jetzigen Zustande ein Haus für ihn geöffnet haben würde, wenn ihm nicht unglücklicherweise in dem meinigen die Knochen zerschlagen worden wären."

Den Grafen setzte diese Mittheilung in nicht geringe Verlegenheit. Zwar gab es keinen reichern Calvinisten in Frankreich als ihn; aber die Sorge für die Sicherung der Rechte seiner Kirche hatte auch seinem Vater große Summen gekostet, deren Erschwingung größtentheils ihm, dem Erben, zur Last fiel und einige Beschränkung des gewohnten Aufwandes von ihm foderte. Auch waren die weitläufigen Besitzungen, welche seine Familie gerettet hatte, mit Bürden vielerlei Art belastet, die der katholische Adel nicht kannte. Seine Lage war also, ungeachtet seiner Reichthümer, nicht völlig sorgenfrei und foderte Rücksichten, welchen er genügen mußte. Diesen Rücksichten trat aber sein Mitleid für den bedrängten, verlassenen Greis dringend entgegen; doch eine kleine Summe war unzureichend für dessen Bedarf, und eine größere vermochte der Graf, gebunden durch die Rücksicht, die ihm sein gegenwärtiger Reiseplan auferlegte, nicht zu entbehren.

Schon schwankte er, ob er, um dem Zuge seines Herzens zu genügen, die Wallfahrt zu den Gräbern seiner Ahnen aufgeben solle, als der Wirth mit den

spöttischen Worten: „Da betrachten Sie einmal den Bettelstaat,“ ihn an das Fenster rief. Er blickte hinaus; da hielt eine Equipage, sicherlich die einzige ihrer Art in ganz Frankreich; zwei, ursprünglich verschiedenfarbige, jetzt aber durch ihr Alter einander ziemlich gleich ergraute Pferde zogen, gelenkt von einem schmuzigen Knecht, in altfränkische, ganz verschossene Livrée gehüllt, mit Anstrengung eine Kutsche daher, welche zu den Zeiten Ludwig **XIV.** ein Prachtstück gewesen sein mochte.

„Sehen Sie, mein gnädigster Herr Graf,“ fuhr der Wirth fort, „das ist die Staatscarosse des Herrn von Auverrière. Freilich hat der Zahn der Zeit schon recht tüchtig an der reichen Vergoldung des ungeheuern Kutschkastens genagt, doch das Wappen am Schlage, die rothe Traube im silbernen Felde, hat sich noch vollkommen erhalten. Schade, daß sie sich nicht pressen läßt; ist's nicht seltsam, daß der alte Herr trotz des Weins in seinem Wappen sich mit Wasser auf seinem Tische begnügen muß?“

Der Graf überhörte die unzarte Witzelei des Wirthes und verglich mit wehmüthigem Blick auf

das alterthümliche Gebäude die Zeiten, in welchen diese Carosse als ein Meisterstück aus den Händen kunstfertiger Handwerker hervorgangen sein mochte, um vielleicht den Großvater ihres jetzigen Besitzers an den Hof oder zum Traualtare zu führen, mit dem heutigen Tage, an welchem sie die Erbin des berühmtesten Namens in Frankreich zu dem Sterbebette ihres verarmten und verspotteten Vaters trug. Da öffnete eine Hand, von innen herauslangend, mühsam den Schlag. Der Beichtvater stieg heraus und ihm folgte — fast betäubt, erschrocken beinah, trat der Graf zurück, denn das Mädchen, welchem der graue Mann hülfreich die Hand reichte, um ihm aus dem Carossenschlage zu helfen, trug die Züge eines Engels, wie er sie noch keinem andern weiblichen Antlitze aufgeprägt gesehen hatte. Dieses große, ganz ungemischt schwarze Auge, dessen Glut durch eine überschwellende Thränenfülle mehr genährt als erlöscht zu werden schien; diese hohe, schöngewölbte Stirn, deren linke Hälfte durch den flüchtig aufgesteckten Schleier verhüllt wurde; diese feine Biegung der von einer Angströthe angeflogenen Wangen;

dieses zartgerundete Kinn; die schwellenden, hochgefärbten Lippen; die sanftgebogene Nase — all diese Züge fügten sich zu einem Bilde zusammen, des Studiums eines griechischen Künstlers würdig.

„Das ist das Fräulein Cäcilia von Auverrière," sprach der Wirth. „Nicht wahr, sie ist schön? Aber lieber eine Schönheit weniger und eine gute Aussteuer dafür; diese ist bleibend, und jene vergeht, oder vielmehr, sie ist schon halb vergangen, wie ich bemerke. Ich sehe sie seit ihrer Krankheit heute zum ersten Male wieder, und glauben Sie mir, ich kenne sie fast nicht mehr. Jetzt wird der Sturm der Bewerber um die schöne leere Hand sich wol mäßigen, und das Fräulein wird anfangen, ihre Sprödigkeit zu bedauern."

Der Graf überhörte diese nicht liebreichen Bemerkungen; sein Auge war an das Fräulein gefesselt, welches den Gang zwischen den beiden Gärtchen vor der Hausthüre heraufschwebte. Halb herabgefallen flatterte der Mantel nachlässig von ihrer rechten Schulter nieder und verrieth eine Gestalt, welche selbst die entstellende Kontusche und der poschenreiche

Faltenrock ihres ursprünglichen Reizes nicht berauben konnte.

Ihr Eintritt in das Haus entzog sie den Augen des bezauberten Lauschers. Dieser schwankte zwischen dem Triebe seines Herzens und seiner Blödigkeit, ob er dem reizenden Mädchen entgegeneilen und es zu dem harrenden Vater geleiten, oder ob er hier verweilen solle, bis man ihn rufen werde. Er entschied sich endlich für das Letztere und blieb.

Der Wirth war hinausgegangen, und der Graf befand sich allein in dem Zimmer; über demselben lag das Gemach des Kranken. Alles war still, und nur der Tritt eines weiblichen Stelzschuhs, einer lächerlichen Erfindung der damals herrschenden Mode, war vernehmbar in dem obern Zimmer. Der Graf horchte; es war Cäcilia, deren Gang er vernahm; eine unbeschreibliche Unruhe fing an sein Herz zu bewegen. Da polterte ein schwerer Stiefeltritt die Treppe hinab; des Grafen Beunruhigung stieg; er wußte, man komme jetzt, um ihn abzuholen zu dem Kranken und zu Cäcilien. Und wirklich, er hatte nicht geirrt; der Geistliche kam, um ihn ein=

zuladen, den Dank von Vater und Tochter in Empfang zu nehmen. Graf Saint Hilaire zögerte, aber der Pastor ergriff seine Hand und zog ihn mit sich fort die Treppe hinauf.

Freundlich streckte der Alte ihm die Hand entgegen, wandte sich dann zu seiner, neben dem Bette stehenden Tochter und sprach: „Sieh, mein Kind, das ist der gute Mann, den mir Gott gesandt hat im Augenblicke der Noth; wär' er nicht hier gewesen, so würdest Du schwerlich den letzten Segen von meiner Hand empfangen haben. Geh, danke ihm!"

Cäciliens noch nicht getrocknete Augen strömten aufs Neue über. Sie bewegte sich einige Schritte dem Grafen entgegen, hub ihre Hand ein wenig, ließ sie wieder sinken, öffnete die Lippen, schloß sie aber wieder, ohne zu reden, und stand in lieblicher Verwirrung dem jungen Manne gegenüber, welcher fast geängstigt die Augen niederschlug.

„Nun? Du sprichst nicht?" begann der Greis in einem etwas auffahrenden Tone. „Du hältst die That des Herrn Grafen keines Dankes werth?

Es ist Dir gleichgültig, ob ein edler Mann sein Leben für die Rettung Deines Vaters gewagt hat?"

Er kehrte sein Antlitz dem Geistlichen zu. „Sehen Sie," murmelte er diesem zu. „Sie spricht nicht! Sie dankt nicht! In diesem kalten Herzen finden Sie keinen Funken kindlicher Liebe! Sie liebt Niemanden auf Erden als sich selbst!"

Der Graf wagte es kaum, Cäcilien anzublicken; sie war erblaßt; ihr Auge hing starr an dem Boden; sie zitterte. Die Härte des Alten durchschnitt des Grafen Herz; gern hätte er Cäcilien ein tröstendes Wort zugeflüstert, aber auch seine Zunge war gebunden; er wandte sich mit vorbittendem Blicke dem Kranken zu und nahte sich, als dieser, ohne ihn anzusehen, düster vor sich hinstarrte, dem Geistlichen. „Mein Herr," flüsterte er diesem zu, „mich drückt der Dank, den ich hier so unverdient empfangen soll. Mein kräftigeres Einschreiten gleich beim Beginn des gefährlichen Wortkampfes würde wahrscheinlich den Angriff auf die Person des schwachen Greises verhindert haben. Ich muß meinen Hochmuth anklagen, der, mächtiger als meine Menschen-

liebe, mir gewehrt hat, mich in einen Streit solcher Art einzumischen, und mich jetzt des Lohnes unwürdig macht, der diesem Fräulein für mich abgezwungen werden soll. Befreien Sie das Fräulein und mich aus dieser peinvollen Lage."

Der Pastor drückte bedeutend die Hand des Grafen und näherte sich dem Bette; doch bevor er sich zu dem Kranken herabzubeugen Muße hatte, hob dieser, zu dem Grafen gewandt, selbst wieder zu reden an: „Sie haben um meinetwillen sich eines Theils Ihrer vielleicht genau abgemessenen Zeit beraubt, mein theuerer junger Freund; die Nacht ist nah; wollen Sie vor dem völligen Einbruch derselben noch Cordes erreichen, so werden sie eilen müssen. Rücksicht für mich darf Sie hier nicht festhalten, denn Ihr Werk an mir haben Sie vollendet. Leben Sie wohl, gesegnet von meinem letzten Athemzuge; wiedersehen werden wir uns nicht mehr auf Erden."

Cäcilia schluchzte laut auf. Der Graf schrak zusammen; es war ihm, als habe er nie daran gedacht, sich von dem Greise zu trennen, an welchen

er sich, seit er dessen Tochter gesehen, mit unzerreißbaren Fesseln gebunden fühlte. Schüchtern hob er das Auge auf, und der Blick des Fräuleins, welcher auf ihm ruhte, zog das fesselnde Band noch fester an. Sie schlug wie erschreckend das Auge nieder, und er wandte das seinige dem Vater zu, der einer Erwiderung gewärtig schien.

„Meine Reise eilt nicht, Herr von Auverrière,“ stammelte er. „Sie befinden sich unter Fremden, Uebelwollenden; Sie bedürfen des Schutzes; gestatten Sie mir, einige Tage hier zu bleiben; wenigstens so lange, bis Ihr Zustand es gestatten wird, Sie nach Ihrem Schlosse zurückzubringen.“

Der Greis reichte dem jungen Manne freundlich die Hand. „Ich erkenne dankbar Ihren guten Willen, aber er ist nicht ausführbar,“ sprach er. „Dieses Wirthshaus, das einzige in diesem elenden Flecken, hat keinen Raum, um Sie bequem zu beherbergen; und — lieber Graf, verlassen Sie mich; ich bitte Sie darum!“

Der Ton des Alten war so dringend, daß der Graf in Verlegenheit gerieth; er schielte verstohlen

nach dem Fräulein hinüber, welches mit ängstlichem Ausdruck das Auge auf ihn gerichtet hielt, es aber schnell wieder hinwegwandte. „Nein," rief er sich zu, „nein, ich gehe nicht! Es wäre unmenschlich, den sterbenden Greis in seiner Todesnoth und das hülfsbedürftige Mädchen in ihrer trostlosen Lage zu verlassen. Ich bleibe!"

„Wasser! Mich dürstet!" ächzte der Kranke. Cäcilia flog der Thüre zu; der Graf eilte ihr nach; doch an der schmalen Treppe ward er aufgehalten. Es war sein Kammerdiener, den der Hauswirth hinaufgeführt hatte, um die Befehle des Herrn zur Fortsetzung der Reise einzuholen.

„Ich bleibe diese Nacht und vielleicht noch mehre Nächte hier," antwortete der Graf. „Seht Euch nach einer bequemen Stallung für die Pferde um; der Ort ist jetzt ja leer von Fremden, und vier Pferde werden doch wol unterzubringen sein."

„Gnädigster Herr," rief der Wirth hervorspringend, „ich selbst habe jetzt Raum für Pferde, Wagen und Dienerschaft. Auch für Euere Gnaden hab' ich ein Kämmerchen in Bereitschaft; klein zwar, aber

freundlich und ganz in der Nähe des Zimmers, welches ich dem alten Herrn eingeräumt habe. Darf ich bitten, es in hohen Augenschein zu nehmen?"

Er öffnete eine Thüre, und der Graf trat in ein kleines niedriges Erkergemach ein. „Gut, ich will hier wohnen," sprach er und gab seinen Dienern den Befehl, sein Reisegepäck, jedoch mit Rücksicht auf den benachbarten Kranken sehr behutsam hier abzuladen.

Die Leute sammt dem Wirthe entfernten sich, und der Graf entdeckte jetzt, daß es nur eine Breterwand sei, welche sein Kämmerchen von dem Krankenzimmer scheide, denn keine Sylbe ging ihm verloren von dem Gespräch, welches sich zwischen dem Greise und dessen Seelensorger entsponnen hatte. Unwillkürlich ward er zum Lauscher.

„Es sei," sprach der Alte. „Ich will mich bezwingen, weil Sie es verlangen; ich will ihr keine Vorwürfe machen. Aber wenn ich auch schweige, kann ich meinem Schmerz, meiner Sorge gebieten, meine letzten Lebensaugenblicke nicht zu beunruhigen und meine Züge nicht zu verdüstern? Sagen Sie mir, was soll aus dem unglücklichen, verlassenen

Wesen werden, wenn der Tod mein Auge geschlossen hat?"

„Befehlen Sie Ihre Sorgen Gott, der mit sichtbarer Gnade waltet über die Seinigen," ermahnte der Geistliche. „Gibt der Herr Ihnen nicht das sichtbarste Zeichen seiner Nähe? Dieser Mann — zweifeln Sie, daß Gott ihn gesandt habe, um Ihrem letzten Kummer auf Erden ein Ziel zu setzen? Haben Sie die Blicke nicht gesehen, die er auf Ihre Tochter wirft?"

„Ja, ja!" rief der Kranke heftig. „Ich habe gesehen, was Sie sahen! Aber dieser Mann soll nicht unglücklich werden durch seine Liebe zu einer Herzlosen! Darum soll er fort! Er soll seine erwachende Neigung nicht nähren! Er hat ein besseres Loos um mich verdient, als sich verzehren zu müssen in unerwiderter Liebe?"

„Woher wissen Sie denn, daß seine Liebe unerwidert bleiben wird?" fragte der Pastor. „Etwa weil das Fräulein kein Herz für andere Männer hatte bis zu diesem Augenblick? Wie, wenn nun grade dieser Graf von allen Männern der einzige

wäre, der bestimmt war, ihre Seele zur Liebe zu erwecken?"

„Dieser Graf? — O Legrange, ich durchschaue Sie! Sie wollen mich nicht ohne Trost von der Erde scheiden lassen; aber ich kenne meine Tochter besser als Sie. Meine Tochter ist nicht fähig zu lieben, und weit entfernt bin ich, ein Glück zu hoffen, wie Sie es meiner Seele aufdringen wollen. Die Hoffnung, meine Tochter mit einem edeln Manne verbunden zu sehen, hab' ich längst aufgegeben, und nichts will ich von der Barmherzigkeit des Heilandes erbeten als das Seelenheil der Unglücklichen, damit sie nicht jenseits verloren sei. Können Sie das mir retten, Legrange?"

„Still, sie kommt," flüsterte Legrange. „Wir reden ein ander Mal weiter. Jetzt seien Sie freundlich gegen das Fräulein; Sie haben es mir versprochen."

Das Gespräch ward abgebrochen, doch schnell knüpfte es sich wieder an. „Was? eine Citrone bringst Du? Wein? Zucker? Wer soll das bezahlen?" fuhr der Alte auf.

Des Fräuleins Antwort war unverständlich. „Bringe den Wein und den Zucker wieder fort!" befahl der Alte. „Ich will nicht Schulden machen!"

„Sie machen auch keine Schulden, mein Vater; der Wein ist bezahlt, er ist so wohlfeil," flüsterte das Fräulein.

„Bezahlt? wovon? von Deinen Spaarpfennigen. O, daß Du diese aufspartest, um mich unter die Erde bringen zu lassen!" rief der Greis. Da brach das Fräulein in lautes Schluchzen aus, und der Graf, der bis zu diesem Augenblicke geschwankt hatte, ob er schnell abreisen, oder die Seele des Greises durch sein Bleiben mit Hoffnungen erfüllen solle, entschloß sich kurz, dem gequälten Mädchen als Beistand nahe zu bleiben. Er verließ sein Zimmer und begab sich in das angrenzende.

„Sie kommen Abschied zu nehmen, Herr Graf?" so empfing ihn Herr von Auverrière, ihm die Hand bietend. Der Graf faßte diese und erwiderte: „Das war allerdings meine Absicht, aber eines meiner Pferde ist erkrankt, und das verhindert mich, heute weiter zu reisen."

Der Kranke starrte nachdenklich vor sich hin; nach einer Pause schlug er die Augen auf und sagte: „Ich bedauere Sie, Herr Graf, daß dieser Unfall Sie an mein Sterbebette fesselt. Sie werden eine unangenehme Erinnerung aus diesem Städtchen mit sich nehmen.“

„O, reden Sie nicht von Ihrem Sterbebette, mein geliebter Vater,“ rief das Fräulein. „Sie sind ja gesund, bis auf die Verletzung eines Gliedes, dessen Heilung ihre rüstige Natur nicht bezweifeln läßt.“

„Kind, der gebrochene Knochen eines Sechzigers heilt nicht so leicht,“ versetzte der Alte. Da hob der Graf an: „Ihre Hand ist fieberheiß; erschöpfen Sie sich nicht durch Reden; eine Erquickung würde Ihnen wohlthun. Hier seh' ich ja Wasser und eine Citrone; erlauben Sie mir, ich bereite Ihnen die Limonade.“

Der Kranke hatte nicht den Muth, die Erfrischung, deren er bedürftig war, zurückzuweisen. Er trank, und der Graf sah das Auge des Fräuleins dankbar auf ihm ruhen. Sie näherte sich dem Bette

des Vaters; dieser blickte umher. „Wo wirst Du schlafen?“ fragte er; „ich sehe hier keine Anstalt für Deine Nachtruhe.“

„Ich bedarf derselben nicht, mein Vater,“ erwiderte das Fräulein; „Ihr Zustand erfodert eine Wärterin.“

„Und der Deinige erfodert Schonung,“ fiel der Kranke ein; „Du bist noch nicht genesen. Sei unbesorgt um mich; ich bin müde und werde schla- fen.“

Cäcilia gab nicht nach. Sie bestand darauf, den Stuhl am Bette ihres Vaters nicht zu verlassen. Da erbot sich schüchtern der Graf, ihre Sorge für den Kranken zu theilen. Ein glühendes Roth bedeckte des Fräuleins blasse Wangen; sie war weder eines genehmigenden noch eines ablehnenden Wortes mächtig; aber ihr Vater erklärte sich bestimmt gegen das Anerbieten des Grafen. Da schützte dieser mit einer ihm nicht eignen List seine Obdachlosigkeit vor. Sein Sattelpferd sei erkrankt, ein Zimmer weder in diesem Hause noch in einem andern dieses Ortes zu haben, und die Erlaubniß, an diesem Krankenbette seine Herberge aufschlagen zu dür-

fen, sei eine Wohlthat, die ihm die Güte des Patienten weder versagen könne noch werde.

Da trat Legrange sehr heiter ins Mittel und nahm, ohne den Widerspruch des Kranken zu berücksichtigen, das Erbieten des Grafen an. „Ich befürchte jedoch," setzte er leise redend hinzu, „daß der Zustand unsers Patienten eine lange Reihenfolge von Nachtwachen nöthig machen werde; es dürfte mithin rathsam sein, unsere Kräfte nicht gleich Anfangs zu erschöpfen. Ich schlage Ihnen daher vor, Herr Graf, daß wie Beide Nacht für Nacht zur Unterstützung des Fräuleins abwechseln. Sie machen den Anfang; ich werde morgen wachen."

Es war dunkel geworden und der Greis allmälig entschlummert. Eine Lampe wurde in Stand gesetzt. Legrange schlich hinaus, um ein Ruheplätzchen in der Wirthsstube aufzusuchen, der Graf setzte sich auf einen Stuhl, dem Lehnsessel gegenüber, in welchem das Fräulein zu Häupten des Bettes Platz genommen hatte, und Beide bewachten den selten unterbrochenen Schlummer des Greises. Die Einförmigkeit dieses Geschäfts ermüdete nach und nach das

durch Krankheit und, wie es nicht zu verkennen war, durch Gram erschöpfte Mädchen bald nach Mitternacht. Ihre verweinten Augen fielen allmälig zu, und der mildeste aller Thränentrockner auf Erden schloß sie in seine Arme.

Die tiefe Stille der Nacht lud den Wächter der Ruhe beider Entschlummerten zum ersten Male zu ungestörten Blicken in sein bewegtes Innere ein. „Was will ich hier?" fragte er sich. „Was fesselt mich hier? die Liebe? die Liebe zu einer Fremden? zu einer fast Zweideutigen, welche ihr eigner Vater herzlos nennt? die Liebe zu einem Mädchen, deren Vater an ihrem Seelenheil verzweifelt? und darf ich lieben? darf ich einem theuern Todten mein Wort brechen? Zwar jenes Versprechen gab ich nur bedingungsweise; mich bindet kein Zwang; ich bin frei! — Aber — nein, nein! ich will, ich muß fort! Ich, mit meinem Greisesernste, ich, mit meiner hölzernen Unbeholfenheit, ich, aller einschmeichelnden Eigenschaften beraubt, wie kann ich, auf dem der Druck einer fast klösterlichen Erziehung unabwerfbar lastet, dieses Mädchen zu gewinnen hoffen, dem kein Bewerber noch gut genug

war? — Nein, es würde Thorheit sein, mich hier zu fesseln! Nein, ich will fort, sobald der Tag anbricht!"

Erschreckend brach der Graf sein Selbstgespräch ab, denn Cäcilia bewegte sich; aber sie erwachte nicht, und ungestört verlor er sich jetzt in dem Anschauen der holden Entschlummerten, deren Haupt, in die Ecke zwischen der Rücklehne und einer der Seitenwände des altväterischen Stuhls zurückgesunken, etwas der linken Schulter zugeneigt, unbeweglich, einer bezaubernden Marmorbüste ähnlich dalag.

Der Graf fing an zu schwanken. Diese edeln, geistvollen Züge, waren sie nicht Bürgen für den Adel der Seele dieses Mädchens? War es möglich, daß es ein zweites Wesen wie dieses auf der Welt gebe? Warum sollte er erst auf den Gräbern seiner Ahnen suchen, was Gottes Hand ihn hier so ungesucht finden ließ? O gewiß, hätte sein verewigter Vater Cäcilien gesehen, nimmer würd' er ihm das Versprechen abgefodert haben, dessen Erfüllung der Zweck seiner gegenwärtigen Reise war.

Jetzt fing die Dämmerhelle des beginnenden Tages an sich mit dem Lichte, welches die Lampe ver-

breitete, zu vermischen, und grade jetzt löste eine zweite Bewegung der schönen Schläferin das Gebäude ihres künstlichen Haarschmucks aus seinen unnatürlichen Fugen. Eine dritte Wendung lüftete ein Häkchen, welches die entstellende Kontusche unter dem schönen Halse zusammenhielt, und das Herz des Lauschers schlug mächtiger. Doch war sein Auge noch klar genug, um zu bemerken, daß das schöne Antlitz wol einst noch schöner gewesen sein möge. War es Folge der kürzlich erst überstandenen Krankheit, oder Folge des Druckes unter dieser rauhen Vaterhand, oder beleuchtete die Mischung von Morgenlicht und Lampenschein diese Reize ungünstig: genug, das zarte Roth auf diesen Wangen war verwischt; das Lilienweiß dieser Stirn und dieses Halses schimmerte etwas welk, und unverkennbarer war es, daß diese Blüte, vielleicht überzeitigt durch einen Wurm im Innern, bereits zum Gipfelpunkt der Reife gediehen sei. Der Graf versank im Nachdenken. „Das bin ich fähig zu bemerken, und dennoch schweigt die Stimme nicht, die sich erhoben hat in der Leere meines Herzens für dieses holde Wesen?"

fragte er sich selbst und setzte freudig hinzu: „So hat mein Gefühl denn seine Probe bestanden! Es sind nicht meine Sinne, welche dieser Anblick besticht; es ist mehr! Es ist die Verwandschaft ihrer Seele mit der meinigen. — Aber —“ er schwieg, und ein tiefer Ernst kam über ihn; „wer war es denn, der ihr Seelenheil gefährdete?“ — Seine Phantasie wurde geschäftig, diese Frage zu beantworten: wie, wenn Cäciliens Herz schon eine Stimme vernommen hatte, die zu ihm rede? wenn dieser Redner der Genoß eines fremden Glaubens gewesen und sie hinübergelockt hätte zu den verpönten Altären?

Dem Grafen ward unaussprechlich bange. Nie war das Fräulein ihm holdseliger erschienen als in dem Augenblicke seines Zweifels an der Möglichkeit, sie zu gewinnen. Die vorhin entdeckte leise Spur des Ueberganges vom höchsten Entfaltungspunkte zur beginnenden Welke gab jetzt dem Antlitz des schlummernden Mädchens einen doppelt anziehenden Reiz in den Augen des Grafen. Was war aller Farbenschmuck auf den rosigsten Mädchenwangen, die er bisher gesehen, gegen die unvergängliche Schönheit

dieser edeln Züge? Und ließ sich, wenn Krankheit und Kummer dieses Antlitz von seinem Frühlingsgeschmeide entkleidet hatten, von dem Wiederaufgange der Lebenssonne, von der Wiederkehr der Gesundheit und der Gemüthsruhe nicht die Erneuerung des früh geendeten Lenzes hoffen? Wie, wenn er bestimmt war, den Blumenschmuck auf diesen Wangen wieder zu sammeln, den ein Sturm vor der Zeit abgestreift hatte? Aber dieser kecke Gedanke verging schnell, niedergedrückt durch das Bewußtsein, weniger zu scheinen, als er war. „Was ich bin, was sie gewinnen könnte, das hab' ich nicht Muße zu entfalten vor ihren Augen. Darum hinweg, um wenigstens das Versprechen zu halten, welches meines Vaters letzte Lebensaugenblicke erheiterte. Ich kann ja wiederkehren, wenn ich mich überzeugt habe, daß nur dieses Herz fähig ist, mich zu beglücken."

Ein tiefer, stöhnender Seufzer des erwachenden Kranken riß Cäcilien aus den Armen des Schlummers und endete das Selbstgespräch des Grafen. Beide fuhren auf, blickten einander etwas verwirrt und unsicher an und wandten dann gleichzeitig die

Augen dem Greise zu, welcher über heftig zunehmenden Schmerz klagte. Der schnell herbeigerufene Wundarzt fand das Fieber bedenklich stark eingetreten, und der Graf entdeckte in dem häufigen Wechsel der innerlichen wie der äußern Mittel, welche der ängstliche Mann eins nach dem andern anordnete und wieder verwarf, dessen völlige Unzuverlässigkeit und entsandte sofort einen seiner Leute nach Cordes, um einen dort wohnhaften nahmhaften Arzt herbeizurufen. Alsdann begab er sich in sein Kämmerchen, um Cäcilien Muße zu gewähren, ihre leichte Toilette zu machen. Da ward es laut in dem Zimmer nebenan, und zum zweiten Male ward der Graf Zeuge eines Gespräches, welches sein Schicksal unerwartet schnell entschied.

„Wie? bin ich noch nicht Bettler genug?" so vernahm der Lauscher die Stimme des leidenschaftlich aufgeregten Greises. „Soll ich durch meinen fruchtlosen Heilungsversuch meinem Kinde die Mittel rauben, seinen Vater wenigstens anständig zu betrauern? Legrange, wie haben Sie in die Beru-

fung dieses kostspieligen Arztes einwilligen können? wer soll den Mann bezahlen?"

Die Antwort auf diese Frage war nicht so laut, um dem Grafen durchaus verständlich zu sein, doch vernahm dieser genug, um zu begreifen, daß auf ihr die Hoffung des Geistlichen beruhe. Die Stimme des Kranken verstärkte sich noch mehr, indem er ausrief: „Und mit dieser Hoffnung vermeinen Sie mich zu trösten? Ich sollte doch glauben, besser von Ihnen gekannt zu sein; Sie sollten wissen, daß ein Auverrière Hungers sterben, aber kein Almosen von einem Fremden annehmen kann. Ich will zurück nach Luclause! Auf der Stelle! Lassen Sie anspannen! Der bestellte Arzt soll mich hier nicht mehr finden."

„Beruhigen Sie sich," rief der Pastor in vernehmlicherm Tone. „Sie nennen den Grafen einen Fremden; das ist er nicht. Vertrauen Sie meiner Kenntniß menschlicher Herzen; glauben Sie mir, daß dieser edle junge Mann, welchen Gottes Vaterhand Ihnen zugeführt hat, aufhörte ein Fremder für Sie zu sein, seit er — in das Auge Ihrer Tochter blickte."

An einem Aufschrei des Fräuleins, der zu kurz, zu dumpf war, um von dem Grafen verstanden zu werden, knüpfte sich unmittelbar die Rede des Vaters in wechselnder Betonung, bald weich, bald rauh, doch immer so deutlich, daß dem bebenden Lauscher kein Wort verloren ging.

„Legrange, entweder sind Sie blind, oder Sie wollen mich verblenden,“ rief er aus. „Sehen Sie denn nicht den Schaum, in welchen Ihre vermeintlichen Tröstungen, Ihre — Gott vergeb' es mir — kindischen Hoffnungen sich auflösen? Setzen Sie den Fall, Sie hätten recht gesehen; dieser Graf Saint Hilaire, dieser schöne Mann, dieser reiche, dieser vornehme Mann, dieser Genoß meines Glaubens liebte meine Tochter: würde sie nicht dafür sorgen, daß er mir ewig ein Fremder bliebe? Nein, mein Freund, ich bin nicht der Thor, der sein Herz der freudigen Hoffnung öffnet, in den Armen eines geliebten Sohnes zu sterben. Meine Tochter, mein Kind, mein einziges geliebtes Kind will mich nicht beglücken, will fortfahren, der Gegenstand der Sorge, des Kummers seines Vaters, statt seine Freude zu sein.

Mein einziges Kind will mich, beladen mit unaussprechlichen Aengsten um das Heil seiner Seele und seines Leibes, in die Grube fahren lassen! — Schweigen Sie! Entschuldigen Sie die Ungerathene nicht! Ich weiß es ja, ihre Verstockung ist meine Schuld; mich hab' ich anzuklagen! mich und meine Selige, ihre Mutter! Warum haben wir durch thörichte Nachgiebigkeit den Geist des Eigensinns und der Schwärmerei Wurzel fassen und Nahrung finden lassen in ihrer Seele? Warum haben wir ihr gestattet, ihren alten Taufnamen, den Namen: Leonide, der die ältesten Töchter der Auverrières geschmückt hat, so weit der Stammbaum meines Geschlechts reicht, mit dem katholischen Heiligennamen: Cäcilia, zu vertauschen? Warum hab' ich sie, das Lamm, unter die Wölfe gesandt? Warum hab' ich sie fähig und würdig geachtet zu dem heiligen Apostelamt? — Mir geschieht Recht; Gott bestraft mich durch die Hand meines eignen Kindes. Komm her, Du Abtrünnige! Du Zerstörerin meiner Hoffnungen! Du Werkzeug der schweren Strafhand Gottes! Wende Dich nicht ab von Deinem sterbenden Vater, der mit seinen letz-

ten Worten auf Erden Deine Seele retten will. Du weißt es, ich darf es Dir nicht wiederholen, daß Deine Hinneigung zum Papstthume Deine Mutter in das Grab gestürzt hat. Hüte Dich, auf Dein Gewissen das Bewußtsein zu laden, die letzten Lebensstunden Deines Vaters verbittert und verkürzt zu haben! — Hier tritt her, lege die linke Hand auf Dein Herz, hebe die Rechte zum Himmel empor und gelobe mir — nicht etwa die Gattin eines Mannes zu werden; nein, es sei fern von mir, einen Mann durch den Besitz eines lieblosen Herzens betrügen zu wollen! ich habe mich meines Wunsches abgethan, Dich als Gattin zu sehen, bevor ich scheide von Dir und diesem Jammerthal —; aber auf dem Wege zur Hölle soll Dich der letzte Blick meines Auges nicht finden! Du sollst mir geloben, eine treue, calvinistische Christin zu bleiben, in dem Glauben Deiner Väter zu verharren unter Sorgen und Kümmernissen bis an Dein seliges Ende und den gotteslästerlichen Entschluß aufzugeben, Deine Zuflucht zu dem unchristlichen Spiel mit Crucifix und Rosenkranz in einem Nonnenkloster zu nehmen."

Eine Antwort auf diese erschütternde Beschwörung erfolgte nicht; wahrscheinlich wurde durch das convulsivische Schluchzen, in welches das Fräulein beängstigend ausbrach, eine Erwiderung verhindert. Jedoch schien dieser Ausdruck der ungeheuersten Qual das Herz des Vaters nicht zu erweichen. „Sehen Sie?" rief er mit verstärkter Stimme seinem Beichvater zu; „sehen Sie, Legrange, diese Hartnäckige, diese Verstockte? — Ein Wort fodere ich von ihr, ein einziges Wort, ein beruhigendes Versprechen, welches mir den Hinübergang erleichtern soll aus diesem elenden Leben in jenes Reich der Seligen, und sie gibt mir nichtssagende, ausweichende Thränen. Aber so hat sie es getrieben, so weit meine Gedanken rückwärts reichen. Nicht allein wenn Gottes Vorsehung ihr einen Jüngling entgegenführte, dessen Herz ihr Anblick bewegte, den ich mit väterlicher Liebe an das meinige gedrückt haben würde; nein, auch wenn es Höheres, wenn es das Höchste, das Glück ihrer Seele galt, immer war es ihr eiligstes Geschäft, meine freudigsten Hoffnungen, meine frömmsten Wünsche hinwegzuschwemmen mit ihren Thränen. Höre

jetzt auf zu weinen! Es ist nichts Irdisches, was ich von Dir verlange! Deine ewige Seligkeit hängt von diesem Augenblicke, von der Erweichung Deines versteinerten Herzens ab. Frage nicht, wer Dich ernähren wird, wenn Dein Wort, welches ich mit mir nehme, Dir das Kloster verschließt! Gott verläßt die Seinigen nicht, die ihm treu verbleiben, und mein Segen wird Dir eine Stätte bereiten, wo Du auch wandeln mögest vor Gottes Augen."

Der Greis harrte vergebens auf ein Wort seiner Tochter; da brach er endlich noch ungestümer aus: „Ha, du unbeugsames Kind, dies Schweigen wird Gott an Dir rächen! Wie in diesem Augenblicke, so hast Du geschwiegen immerdar, wenn ich eine Stimme zu wecken suchte in Deiner Seele; wenn ich Dich bat, mir den Rest meines Lebens zu erheitern. Aber wie Du mich vergebens bitten ließest, so wird auch Gott Dich nicht erhören, wenn Du Dich einst niederwirfst mit Deinem Flehen vor seinem heiligen Throne."

„Vater, Vater!" schrie das Mädchen. „O, Sie sind hart! Sie brechen mein Herz!"

„Dein Herz?" fuhr der Alte auf. „Rede mir

nicht von Deinem Herzen! Wäre Deine Brust nicht leer, Einer von den Vielen, die Dich liebten, ja die Dankbarkeit, die Du meinem Retter schuldig bist, würde eine Stimme erweckt haben in Deinem Innern!"

„O, sein Sie gerecht gegen mich, mein Vater!" stammelte das Fräulein mit flehender Stimme. „Ist es meine Schuld, daß von all den Männern, deren Neigung mir unverdient wurde, kein einziger mein Herz zu rühren vermochte, und daß Ihr Retter, der Einzige auf Erden, dessen Auge in mein Inneres drang — daß dieser mit einer Kälte meine dankerfüllte Seele zurückdrängte, daß — O mein Vater, Sie fodern doch nicht von ihrer Tochter, daß sie sich einem Manne in die Arme werfe, der ihr noch nicht einmal das Zeichen eines flüchtigen Wohlgefallens gegeben hat?"

„Also Sie lieben den Grafen?" rief der Geistliche mit freudiger Stimme; aber das Fräulein antwortete kein Wort, und an ihrer Statt ward die Stimme des Vaters wieder vernehmbar: „Lieben? diese? — O, Legrange! lassen Sie sich nicht täuschen! Ausflüchte sind's! hinhalten will sie mich mit

Hoffnungen bis ich die Augen geschlossen haben werde, um dann, wann sie sicher ist vor meinen Mahnungen, des leichtgläubigen Vaters im Grabe zu spotten, hinzutreten vor den Götzenaltar, mit den Füßen auf unser hochheiliges Evangelium und —"

„Halten Sie ein, um Gotteswillen, halten Sie ein," rief Legrange. „Wollen Sie denn Ihr einziges Kind mit eignen Händen tödten? — Meine in Christo geliebte Tochter, fassen Sie sich! Sammeln Sie Kraft, Ihrem Vater ein seliges Scheiden zu bereiten. Bekennen Sie es ihm unumwunden, wenn es wahr ist, was ich ahne, wenn dieser Graf Ihr Herz nicht unbewegt gelassen hat. Sie reden von seiner Kühle; o, glauben Sie mir, dem Seelenkenner: dieser Mann liebt Sie, und grade die Schüchternheit, mit welcher er Ihnen ausweicht, verbirgt mir die Tiefe seines Gefühls. Gehen Sie, werfen Sie sich in die Arme Ihres Vaters, öffnen Sie ihm Ihr Herz; und sollt' ich mich getäuscht haben, sollt' es nicht reden für diesen jungen Mann, den Gott uns zugeführt hat, dann erfüllen Sie wenigstens den letzten, den innigsten, den gerechtesten Wunsch Ih-

res Vaters: geloben Sie ihm, nicht von dem Glauben seiner Väter zu weichen."

Mit der unbeschreiblichsten Spannung hatte der Graf bis hierher gelauscht. Wechselsweise bald vom Schrecken über die Hinneigung des Fräuleins zum Katholicismus, bald vom Mitleid für die Hartbedrängte erfüllt, hatte das halbversteckte Bekenntniß ihrer Neigung für ihn seine Seelenkräfte in einen rauschähnlichen Taumel versetzt. Wenn sie ihn liebte, wenn er bestimmt war, die liebenswürdige Abtrünnige zurückzuführen zu der gereinigten Heilandslehre; wenn er erlesen war, sie zu versöhnen mit ihrem Vater, mit sich selbst: welches Menschen Glück konnte alsdann mit dem Seinigen sich messen? Jetzt, jetzt mußte ihre Antwort entscheiden; mit angehaltenem Athem legte er das Ohr an die dünne Wand und lauschte. Das Fräulein sprach; er verlor kein Wort.

„Sagen Sie mir," so bebten die Töne gebrochen aus dem Munde des erschütterten Mädchens; „bei den Leiden des Heilands, dessen Nachfolge Sie predigen, beschwör' ich Sie, sagen Sie mir: bin-

det der Eid, den der Todte mit in sein Grab genommen hat, die Lebende an den Todten?"

„Ha, so hab' ich Dich also durchschaut!" donnerte der Alte. „Du gedenkst also wirklich zu spielen mit den Eiden, die Du mir in mein Grab mitgeben, um mich zu beruhigen, und sie brechen willst, um meinen himmlischen Frieden zu stören! Unglückliche Schülerin der Baalspfaffen! Ich durchschaue Dich! Du sinnst darauf, meinen Kummer um Deine theuer erlöste Seele zu beschwichtigen, und die Heiligthümer, die ich verfochten habe mit Geld und Zunge, mit Feder und Schwert, in den Schmuz zu treten gleich der schwedischen Christina, der fluchwürdigen Tochter des großen Gustav Adolf! Aber sieh und höre: meinen väterlichen Fluch geselle ich zu dem Mutterfluche, der auf Deiner Seele lastet, wenn Du —"

„Kein Wort mehr!" fiel der Geistliche dem Greise in die Rede, welche entsetzlich anzuhören war. „Seine Feinde segnend starb Jesus am Kreuze, und Sie, ein Bekenner seines geläuterten Gotteswortes, wollen mit einem Fluch auf der Lippe Ihre Pilgerstätte verlassen? Ha, der Fluch wälzt sich auf Ihr eignes

Haupt! Sehen Sie die Augen Ihrer Tochter an, es ist der Tod, der sie bricht! Gott sei uns gnädig und barmherzig,"

Als der Pastor zu reden begann, hatte der Graf, vom Entsetzen getrieben, sein Kämmerchen verlassen, um durch seine Gegenwart dem tobenden Zorne des in Fieberflammen glühenden Greises ein Ziel zu setzen. Er eilte dem Krankenzimmer zu und überschritt dessen Schwelle in dem Augenblick, als Legrange sich an den krampfhaft-stieren Augen der Unglücklichen entsetzte. Da war es, als belebe sie sein Antlitz; von der Hand des Priesters sich losreißend, stürzte sie, blindlings taumelnd, sich fest in den Arm des Grafen und stieß, indem sie ihn mit sich zu dem Bette ihres Vaters hinzog, die Worte heraus: „Retten Sie mich! Reden Sie für mich! O, daß Gott Sie auch für mich gesandt hätte!"

Ihr leichenfarbnes Antlitz verzog sich; die geöffneten Lippen starrten bläulich wie die Aderstreifen auf ihren Schläfen, und einer Todten ähnlich sank sie neben dem Bette nieder.

Da ergriff eine furchtbare Angst den verzweifeln-

den Vater; der Schmerz seines Knochenbruchs ward übertäubt durch den Schmerz seines Herzens; er beugte sich jammernd nieder zu seinem Kinde, aber der Graf stieß ihn zurück. „Du hast sie gemordet, Unglücklicher!" schrie er, seines Vorsatzes, zu fliehen, und aller Warnungsstimmen vergessend, welche laut geworden waren in seiner Seele während dieser Nacht. „Du hast sie Dir und mir gemordet!" jammerte er mit der Stimme eines Verzweifelnden, indem er seine Lippen auf den eisigen Mund des ohnmächtigen Mädchens drückte. „Cäcilia! Leonide! Wach' auf! Meine Geliebte! Mein Weib!"

Es war, als wohne ein Zauber auf seiner Lippe. Leonide schlug die Augen auf und blickte starr den Grafen an, dessen Ruf, dessen Küsse ihr Leben wieder erweckt hatten. Er fühlte ihre Wange allmälig erwarmen an der Seinigen; das Schlagen ihres Herzens empfand er an seiner Brust und rief mit unaussprechlicher Inbrunst: „Du lebst! O lebe für mich! Sei mein!" Plötzlich schien Cäcilien das volle Bewußtsein zurückzukehren; sie sprang mit einer Kraft empor, als sei ihre Ohnmacht ein sanfter

stärkender Schlaf gewesen, umschlang den Grafen mit fast krankhafter Glut, küßte heftig seine Lippen und rief dann, ihn niederziehend auf die Knie an das Bette ihres Vaters, diesem zu: „Segne uns Vater, segne uns! Wir sind Deine Kinder! Ich schwöre Dir — und wenn der Tod jedes Gelübde zu lösen vermag, dieser Eid soll mich binden von Ewigkeit zu Ewigkeit! — ich schwöre Dir: ich will dem Glauben Deiner Väter getreu bleiben! Ich will dieses Mannes Gattin werden! Und Fluch ruhe auf dem Namen Cäcilia, und Fluch treffe mich, wenn ich je diesen Namen wieder führe! Segne mich! Segne deine Leonide und ihren Verlobten, Deinen Sohn!"

„Segnen Sie uns, mein Vater!" rief der Graf, sein Haupt beugend, und mit Freudenthränen — nie hatte sein Auge sie süßer geweint — legte der zitternde Greis seine gesunde Hand auf die Stirnen seiner vereinten Kinder.

Der Galoppschlag eines Pferdehufs donnerte die die Straße herauf; die Glücklichen, oder die Betäubten, hörten ihn nicht; ein gespornter Fuß trat

heftig vor der Thüre auf dem Quaderdamme auf, aber nur Legrange vernahm ihn, eilte zum Fenster und sah den aus der Stadt zurückgekehrten Reitknecht des Grafen. Eilig ging er hinaus, seine Botschaft in Empfang zu nehmen, und kehrte mit der Nachricht zurück, daß der Arzt dem Eilboten auf dem Fuße folgen werde.

In der That ließ der Heilkünstler, auf welchen die allgemeine Hoffnung gerichtet war, nicht lange warten. Der Graf eilte ihm entgegen, beschwur ihn, den Greis zu retten, und fesselte den guten Willen des Asklepiaden durch ein, ihm im Voraus verabreichtes Geschenk von Bedeutung an sein zu unternehmendes Werk.

Drittes Capitel.

Hinweg! Hinweg! Hier ist kein Ankergrund!
Vorbei! Vorbei! der Nebel deckt den Schlund!
Weich' aus! Weich' aus! Eis unter dir — es bricht!
Kehr' um! Kehr um aus Nacht ans Tageslicht!

* — *

Der Arzt, nachdem er den Zustand des Patienten aufmerksam geprüft hatte, ersuchte den Grafen ins geheim um ein zeugenloses Gespräch und eröffnete diesem nunmehr ausführlich, daß er wenig Hoffnung für die Herstellung des hochbejahrten Mannes habe. „Das Fieber, welches eingetreten ist," sprach er, „ist nicht das gewöhnliche, welches Zufälle dieser Art zu begleiten pflegt; es ist nervöser Gattung. Gelingt es mir nicht, dieses zu beschwören, so bereiten Sie sich auf den Tod Ihres Herrn Schwiegervaters vor."

Erschüttert kehrte der Graf mit dem Arzte in das Krankenzimmer zurück.

Der Greis fing von Neuem an auf seinen Wunsch zurückzukommen, diesen Ort zu verlassen und nach seiner Heimath gebracht zu werden; wider Vermuthen pflichtete der Arzt ihm bei. „Sie entbehren hier aller gewohnten Bequemlichkeiten," sprach er, „auch ist es zu geräuschvoll in diesem Hause. Wollen Sie auf Ihr Schloß zurückkehren, so muß ich Ihnen empfehlen, nicht mit Ihrer Reise zu säumen; Ihre Cur ist nicht das Werk einiger Wochen, und Ihr annahendes Fieber wird Sie täglich mehr der Kräfte berauben, welche Ihr Transport fodert. Es fragt sich, ob Ihr Wagen bequem genug ist, um Sie vor nachtheiligem Rütteln zu bewahren."

Der Graf empfahl den seinigen, als völlig diesen Foderungen entsprechend, und der ungeduldige Kranke, der sein Haupt nur unter dem Dache seines Stammhauses sicher und sanft niederlegen zu können wähnte, betrieb die Abreise so leidenschaftlich, daß er mit den Seinigen noch vor dem Verlauf einer Stunde bereits auf dem Wege nach Luclause

begriffen war. Ihm selbst hatte man eine Lagerstätte in des Grafen Wagen nach Angabe des Arztes bereitet, welcher nebst dem Fräulein den Rücksitz einnahm. Der Graf und der Geistliche nahmen in der alterthümlichen Carosse Platz, begleitet von den besten Wünschen des Wirthes, der die neuen Goldstücke, durch welche sein vornehmer Gast den Gesammtbetrag der Rechnung berichtigt hatte, mit fröhlicher Miene einstrich.

Erst an der Seite seines geistlichen Begleiters kam der Graf zu einer ruhigen Ansicht seines neuen Verhältnisses, die natürlich den Wunsch in ihm erregen mußte, die räthselhafte Vergangenheit seiner Braut, auf welche deren Vater sowol als der Pastor hingedeutet hatte, etwas näher kennen zu lernen. Er gestand dem Letztern daher, daß er unwillkürlich Zeuge des beängstigenden Auftritts gewesen war, dessen Sturm heute Vater und Tochter auf eine so schwindelnde Höhe geschwungen hatte, und bat seinen Begleiter um Aufschluß über das angedeutete Dunkel.

Der Geistliche gerieth in sichtbare Verlegenheit; er faßte sich aber bald, ergriff mit Wärme die Hand

seines jungen Freundes und sprach: „Sie haben ein unbestreitbares Recht, auf Enthüllung jener Räthsel zu dringen; erwarten Sie diese aber nicht, wenigstens nicht vollständig, von mir. Obgleich ich die ehrwürdige Familie, deren Glied Sie zu werden im Begriff stehen, seit sechzehn Jahren kenne, so bin ich dennoch fremd in Betreff der seltsamen Geheimnisse des Fräuleins. Es war ein etwa fünfjähriges Kind, als ich zum ersten Mal das Haus des Grafen von Auverrière betrat, sehr gut, sehr sanft und schon damals unbeschreiblich schön. Der nächste Nachbar der Familie war ein Herr von Ainaraude, ebenfalls ein Abkömmling der hugenottischen Kampfgefährten Heinrich's von Navarra und Coligny's. Aber schon vor hundert Jahren hatte ein Ahnherr dieses Hauses dem Drange der Umstände nachgegeben und war zur herrschenden Kirche übergetreten. So glühend, wie Sie meinen Freund Auverrière für die Rechte und die Wahrheit seines Glaubens gestern kennen gelernt haben, ebenso feurig war er in Betreff desselben von jeher und leider mehr eifrig als klug beflissen, seiner Kirche Anhänger zu gewinnen. Un-

zählige Male verwickelte ihn dieser, eines Paulus würdige Eifer in Mishelligkeiten, welche die weltliche und die geistliche Gewalt ihn häufig und schwer büßen ließen. Er ward aber nicht vorsichtiger. Seit der Herr von Ainaraude sein Nachbar geworden und mit ihm in freundschaftliche Verbindung getreten war, machte unser Freund es sich zur Gewissenssache, jenen Mann sammt seiner Familie zu dem Glauben seiner Vorfahren zurückzuführen. Herr von Ainaraude, wenn auch gleich kein eifriger Katholik, hatte doch keine Lust, die Vortheile, welche ihm als Glied der herrschenden Kirche zu Theil wurden, für die Nachtheile aufzugeben, welche die kaum geduldete schwer bedrückten; ließ sich aber aus Liebe zum Frieden die Zunöthigungen seines bekehrungssüchtigen Nachbars geduldig gefallen. So verging eine Reihe von Jahren; die Kinder beider Häuser wuchsen beisammen auf, und Herr von Auverrière, der allmälig die Hoffnung aufgab, seinen Nachbar selbst zu bekehren, gab sich dem Wahne hin, durch seine Tochter auf dessen Kinder wirken zu können. Es waren ihrer viere; zwei Knaben und zwei Mädchen. Fräu-

lein Leonide wurde eifrig zum Studium der Bibel und der Katechismen unserer Kirche angehalten und instruirt, den andern Kindern die Wahrheiten unsers Glaubens recht anschaulich zu machen. Aber der verblendete Vater ahnte nicht, daß der Zwang, mit welchem er das Kind an die ihm unverständliche Lecture fesselte, es ermüden mußte, und daß die Geschichten von Heiligen und Wundern, die das Fräulein gegen ihre Belehrungen eintauschte, ihr weit besser gefielen, als die trockenen Glaubenslehren, welche ihr im väterlichen Hause eingeprägt wurden. Ich warnte vergebens; unser Freund war von seinem Project, die Kinder seines Nachbars durch seine Tochter bekehren zu lassen, nicht abzubringen. Bald zeigten sich einzelne üble Vorboten eines nicht geahnten Erfolgs seines Entwurfes. Das Fräulein war ungefähr zwölf Jahre alt, als sie Vater und Mutter die Gewährung der Bitte abschmeichelte, ihren Vornamen Leonide gegen den, bei uns Calvinisten ganz ungebräuchlichen: Cäcilia, umtauschen zu dürfen. Mir schien die Sache bedenklich; doch, ich gestehe meine Schwachheit, ich widersprach nicht dringend, als die

Aeltern, gewohnt dem einzigen Kinde keinen Wunsch zu versagen, in diesem Namenswechsel nicht mehr als eine kindische Grille fanden und das geliebte Töchterchen willig Cäcilia nannten. Nach dieser Begebenheit verfloß mir fast ein Jahr in steter Abwesenheit von Luclause, und nicht ohne Bewunderung sah ich Fräulein Leonide wieder: das volle Wangenrund fing an, sich dem Oval zuzuneigen, welches sich jetzt völlig ausgebildet hat; das funkelnde, steter Bewegung gewohnte Auge war weniger regsam geworden und hatte schon begonnen, den Ausdruck der hinreißenden Schwärmerei sich anzueignen, welcher ihre Züge jetzt fast verklärt. Ihr fröhlich hüpfender Gang hatte etwas Schwebendes angenommen, und die früher fast zu dunkele und zu weit verbreitete Rosenglut ihres Gesichts fing an, sich in das zarteste Lilienweiß zu verlaufen. Ich begann jetzt den förmlichen Religionsunterricht mit ihr; aber so viel Erhebendes ich auch in die rührende Feierlichkeit ihrer Aufnahme in unsern christlichen Bund zu legen suchte, es gelang mir nicht, sie zu erwärmen. Ich suchte ihr Vertrauen zu gewinnen; es war vergebens; wol aber hatte ich oft

Gelegenheit, ganz im Stillen tiefe Blicke in ihre reine schöne Seele zu werfen und mich des Reichthums ihrer vortrefflichen Eigenschaften zu erfreuen. Doch neben diesen nahm ich auch eine, mit ihrer Sanftmuth in Widerspruch stehende minder rühmliche Eigenthümlichkeit wahr, die ich späterhin sehr richtig auf den Zwiespalt schob, in welchen sie mit sich selbst gerathen war. Sie hatte nämlich die schwere Aufgabe zu lösen, Pflichten, die im Geheimen ihr aufgedrungen waren, mit ihren natürlichen zu vereinigen. Ich entdeckte eine fast krankartige Leidenschaftlichkeit in ihrer Seele; einen Ausbruch derselben haben Sie heute empfunden, als sie Ihren Leib umschlang und Sie mit sich fort zu dem Bette des zürnenden Vaters riß. Ich empfahl den Aeltern genauere Aufmerksamkeit auf ihre Tochter, besonders in Betreff auf ihren Umgang im Ainaraude'schen Hause. Nach etwa neun Monaten sah ich das Fräulein, aber nur flüchtig, wieder, entdeckte jedoch keine besondere Veränderung ihrer gewöhnlichen Weise; doch waren ihre Besuche bei dem Nachbar, wie ich hörte, seltener geworden. Als ich wieder in diese Gegend kam, hatte

sich das ganze Verhältniß umgestaltet. Eine Tochter aus jenem Hause war verheirathet, die andere in ein Kloster gegangen; der älteste Sohn war in einem Duell und der jüngere in Amerika gefallen. Die Aeltern hatten ihr Gut verkauft und waren ihrer verheiratheten Tochter nachgezogen. Um diese Zeit hatten der unbeschreibliche Reiz des Fräuleins und der Ruf ihrer Sitten, ihrer Erziehung und ihrer Herzensgüte mehre annehmliche Bewerbungen um ihre Hand veranlaßt; sie lehnte aber, trotz der Vorstellungen und Bitten ihrer Aeltern eine nach der andern ab. Nun verflossen ihr mehre Jahre in tiefer Abgeschiedenheit. Da trug sich ein unglücklicher Wortwechsel zwischen Mutter und Tochter zu, welcher den Tod der Erstern zur Folge hatte. Beide waren allein gewesen; die Mutter scheint einem neuen Freier das Wort geredet zu haben; auf einmal stürzt sie heraus, in das Zimmer ihres Gatten, schreit: „Sie will katholisch werden und in ein Kloster gehen,“ und fällt, nachdem sie diese Worte mit lallender Zunge hervorgestottert hat, todt, vom Schlage gerührt zu Boden.“

„Das Fräulein verfiel in eine tödtliche langwierige Krankheit, die noch heute mit Rückfällen droht und Schonung für sie in jeder Art erheischt. Hier bin ich am Ende meiner Mittheilungen."

Der Graf hatte mit einem unbeschreiblichen Wechsel von Empfindungen zugehört; seine letzte und dauernde war das innigste Mitleid und die auf den höchsten Punkt gesteigerte Liebe für das unglückliche, von Phantasie und fremdem Beispiel misleitete Wesen. Er hing lange Zeit schweigend seinen Gedanken und Gefühlen nach; da fiel ihm Leonidens Frage nach der Bindungskraft eines Eides ins Gedächtniß; er forschte bei seinem Begleiter nach der Veranlassung dieser Frage.

„Ich kenne sie nicht," erwiderte ihm dieser, „aber ich vermuthe dieselbe. Wahrscheinlich hat Leonide der jüngsten jener beiden ihr befreundeten Schwestern, derselben, welche Nonne geworden und kurz nach ihrer Einkleidung fast gleichzeitig mit der seligen Frau von Auverrière verstorben ist, das Gelübde abgelegt, katholisch zu werden. Eine andere Muthmaßung hab' ich nicht. Etwas Genaueres jetzt schon von Ihrer

Braut zu erzwingen, rathe ich nicht; gewinnen Sie erst ihr völliges Vertrauen; es wird zwar lange, vielleicht jahrelang währen, ehe sie es Ihnen im vollen Maße schenkt, doch verlieren Sie die Geduld nicht. Gemüther, wie das des Fräuleins, fodern eine unbeschreiblich zarte Behandlung. Vergessen Sie das nie, wenn das Vertrauen Ihrer künftigen Gemahlin und Ihr beiderseitiges Glück Ihnen werth ist."

Es trat eine neue Pause ein. „Hoffen Sie denn," fragte der Graf nach langem Sinnen etwas zögernd, „daß ich Leoniden werde beglücken können? Meine Erziehung war zu ernst, meine Kindheit zu einsam, zu freudenlos, um meinem Aeußeren etwas Gefälliges mittheilen zn können; ich weiß es, daß meine Persönlichkeit mich dem weiblichen Geschlechte nicht empfiehlt, und dennoch war Leonidens erster Kuß so innig, so liebevoll; es würde mich tief niederschlagen, zu erfahren, daß ihre Glut nur Folge ihres kindlichen Gehorsams gewesen sei; und dennoch — o, mein ehrwürdiger theuerer Freund, gestehen Sie mir: glauben Sie, daß Leonide mich liebt?"

„Ob Leonide Sie liebt?" erwiderte der Geistliche,

„das vermöchte Ihnen freilich nur Der zu sagen, vor welchem alle Herzen offen liegen; daß Sie aber dem Fräulein ein Interesse eingeflößt haben, wie es keinem andern Manne gelungen ist, das glaub' ich, und das wag' ich zu behaupten. Wären Sie Leoniden gleichgültig gewesen, so würde sie sich nicht durch Ihre scheinbare Kälte im Augenblick ihres kindlichen Dankergusses gegen Sie verletzt gefühlt haben; sie würde, als sie ihrem Vater in den Wagen folgte, den Abschiedskuß, welchen Sie auf ihre Hand drückten, nicht mit einem bräutlich süßen Erröthen, mit einem mir nicht entgangenen Händedrucke erwidert haben, wenn sie nur, um dem väterlichen Wunsche zu genügen, die Ihrige geworden wäre. Ich habe Ihnen hier die Quellen meiner Ueberzeugung geöffnet, daß Leonide Ihr Bild in ihr Herz aufgenommen hat. Und mag Ihre Bescheidenheit Sie auch verhindern die Richtigkeit meiner Wahrnehmung anzuerkennen; mag Ihnen auch die Gabe fehlen, gewöhnliche Weiberherzen auf den ersten Blick zu gewinnen; Leonidens Herz ist kein gewöhnliches, und grade der Ihnen eigenthümliche Ernst, verbunden

mit Ihrer Wohlgestalt, macht Sie vor allen andern Männern einem Mädchen wie Leonide gefährlich."

Der Graf erröthete. „Auf welchem Wege ist es Ihnen aber gelungen," fragte er, „meine Liebe für Leoniden mit einer solchen Zuversicht zu erkennen?"

„Auf dem natürlichsten von der Welt," erwiderte der Geistliche. „Sie hatten mir Ihre Reiselust entdeckt und diese nach dem ersten Anblick des Fräuleins wunderbar schnell verloren. Ihr Kutscher war befehligt gewesen, auf den ersten Wink vorzufahren; kaum hatten Sie aber Fräulein Leonide ins Auge gefaßt, als jener Befehl widerrufen wurde. Sie unedler Absichten zu zeihen, verbot mir der Adel Ihres Gemüths, dessen Gepräge sehr deutlich Ihr Antlitz trägt. Sie werden nun die Zuversicht begreifen, mit welcher ich das zerrissene Herz unsers Kranken zu einer Hoffnung anzuregen wagte, die, Gott sei Dank, nicht voreilig gewesen ist. Ein Theil meiner heißesten Wünsche ist jetzt erfüllt: das Herz unsers Freundes ist von seiner schwersten Sorge entlastet; seine Tochter geht an Ihrer Hand einem schönen sorgenfreien Loose entgegen, sicher, von der

Krankheit ihrer Seele und ihres Körpers zu genesen, und Sie, edler Mann, Sie ernten, wie ich es Ihnen verhieß, den Lohn für den Beistand, welchen Sie einem bedrängten Greise gewährten; Sie werden an der Hand eines Engels durch das Leben gehen. Doch sehen Sie," unterbrach der Pastor sich selbst, „da liegt das Ziel unserer Reise vor uns. Jenes alte Gebäude ist das Schloß Luclause."

Der Graf bog den Kopf seitwärts zu dem runden Carossenfenster hinaus; aber statt das unter ihm ausgebreitete Thal zu überblicken, begegnete er dem Auge Leonidens, welche auf dem Rücksitze, ihrem Vater gegenüber, in dem langsam vorausgleitenden Wagen Platz genommen und, wie es schien, absichtlich zu dem Verlobten hinübergeblickt hatte. Sie wandte das Auge nicht ab, als es das seinige traf, inniger, sprechender dünkte ihm ihr Blick zu werden, und als die Biegung des Weges Beider Augen von einander losriß, da glaubte der Graf ein leises grußähnliches Neigen ihres schönen Hauptes ihm entgegen wahrzunehmen, und seine Seele wiegte sich in nie gefühlten Entzückungen. „Sie ist dein, um dei-

ner selbst willen ist sie dein. Leonide liebt dich!" so riefen nie vernommene Jubelstimmen in seinem Herzen.

„Nicht wahr, die Gegend ist schön?" so fragend riß des Grafen Begleiter diesen aus seinen erflogenen Himmeln zurück auf die Erde. „Sehr schön!" antwortete der Graf und faßte jetzt erst die vor ihm liegende, wirklich einem bezaubernd Rundgemälde ähnliche Landschaft ins Auge. Ein Wasserspiegel, zur Hälfte mit Rebenhügeln, zur Hälfte mit freundlichen Dorfhütten eingefaßt, war linker Hand durch einen steilen, aber niedrigen Felsvorsprung von einer Waldung abgeschnitten, deren grüne Wipfel über das alterthümliche Stammhaus der Auverrières hinausragten, welches, einer Ruine ähnlich, die Platte des Felsens bedeckte. Im Hintergrunde beleuchtete die Sonne die Gebirgshäupter von Vivarais.

„Ja, es ist schön hier, sehr schön," sagte der Graf; „aber Leonide wird in Chateaugris, meinem Vaterhause, keinen Reiz ihres Geburtslandes vermissen. Auch jenseits der Rhone hat Frankreich Paradiese; ich will dem meinigen seinen Engel geben."

Jetzt ging es auf Schneckenwegen den steinigen Berg, der auf seinem Gipfel die Burg Luclause trug, hinauf; mit Entsetzen sah der Graf die steinbesäte, augenscheinlich unfahrbare Hochstraße vor sich liegen. „Um Gotteswillen!“ rief er aus, „diesen gefährlichen Weg hinauf soll der Kranke machen? Lassen Sie halten, um des Heilandswillen! Wir wollen ihn hinauftragen.“

„Beruhigen Sie sich, Herr Graf,“ sagte der Geistliche. „Jener steile Steinweg mag wol seit Menschengedanken von keinem Fuhrwerk befahren worden sein. Das Schloß dort oben ist längst unbewohnbar und folglich unbewohnt; wir werden auf der Stelle von dieser gefährlichen Straße abbiegen.“

Und wirklich bog in diesem Augenblicke der vordere Wagen seitwärts ab und hielt wenig Minuten darauf vor einem niedrigen, hölzernen Gebäude, welches vom Dache bis zu dem Steingrunde des Erdgeschosses hinab überall Spuren der Baufälligkeit zur Schau trug.

„Sehen Sie, Herr Graf,“ sprach der Geistliche mit Wehmuth, „bis zu dem Grade der Bedürftig-

keit, die sich jedem Ihrer Blicke hier aufdringt, ist das hochberühmte Geschlecht der Barone von Auverrières herabgesunken. Dieses Gebäude war einst in seinem bessern Zustande, das Verwalterhaus. Kurz vor dem Tode des Vaters seines jetzigen Bewohners bezog es derselbe, weil sein Schloß den Einsturz drohte und ihm die Mittel fehlten, es baulich herzustellen."

Die Carosse hielt, und der Graf sprang nebst seinem Begleiter aus derselben, um den Leuten, welche den Kranken eben aus dem Wagen zu heben im Begriff waren, hülfreiche Hand zu leisten.

Mit vieler Mühe ward das schwierige Werk vollbracht; Herr von Auverrière hatte sein Haupt erschöpft, aber sanft auf sein eignes Lager mitten unter den Bildern seiner Ahnen niedergelegt und winkte, nachdem der Arzt seinen Verband erneuert hatte, Leoniden und den Grafen an sein Bett.

„Meine Kinder," sprach er, oft von schmerzlichem Aechzen unterbrochen, „meine Abschiedsstunde ist nah, näher vielleicht, als Ihr es denkt; versüßt mir meine letzten Augenblicke durch den Anblick Eue-

rer auf ewig verbundenen Hände. Legrange, sprechen Sie den Priestersegen über dieses Paar."

Mit einer Thräne im Auge reichte der Graf seiner verbleichenden Braut die Hand; aber diese, statt die seinige zu fassen, warf sich nieder an dem Bette und rief: „Mein Vater, Sie werden nicht sterben! Noch nicht, noch lange nicht! Gott wird barmherzig sein und Ihre Tage fristen auf Erden."

„Gott wird barmherzig sein," erwiderte der Greis, „und mich von hinnen nehmen, nachdem er mich gesegnet hat durch die Erhörung meines heißesten Gebets, durch den Anblick des Glücks meines einzigen Kindes. Wie viele Nächte hab' ich auf dieser Stelle verwacht, meine gefalteten Hände zum Himmel emporgestreckt und gelobt, freudig die Erde zu verlassen, wenn ich die Sorge für meine Tochter in die Hände eines edeln Mannes niedergelegt haben würde. Und nun, da Gott mich erhört, da er mir mehr geschenkt hat, als ich je von seiner Gnade zu erbitten wagte — nun soll ich zu leben wünschen, da er mich ruft? Nein! Ich will sterben, und ich werde jetzt sterben. Herr Doctor, Sie sehen, ich

fürchte den Tod nicht, sagen Sie ohne Rückhalt in meiner Gegenwart diesem bebenden Mädchen, daß die steigende Geschwulst meiner Verletzung die Wirkung der von Ihnen angewandten Mittel verhindert; sagen Sie meinem Kinde, daß Sie sogar den Verband nicht mehr regelrichtig anzulegen vermocht haben und — daß ich den Siebzigen nahe bin. Legrange gehen Sie, legen Sie Ihren Ornat an und kehren Sie bald zu uns zurück."

Der Doctor räusperte sich verlegen, hob dann das in Thränen zerfließende Mädchen auf und rieth ihr, sich dem Wunsche ihres allerdings bedenklich kranken Vaters nicht zu versagen. Leonide trocknete mit Heftigkeit ihre Thränen, sah dem Arzt starr und fragend ins Auge, als wolle sie aus diesem den Maßstab der Größe der Gefahr ihres Vaters entnehmen, wandte sich dann plötzlich von ihm hinweg, faßte des Grafen Hand und rief: „Ich bin Dein Eigen!"

Jetzt trat, gefolgt von der Dienerschaft des Hauses, Legrange ein. Die Perücke, lockenreich das Haupt bis zu dem Puderstreifen auf seiner Stirn

bedeckend, der weiß-linnene faltenreiche Chorrock über dem langen schwarzen Kleide, die Bibel in den Händen verkündeten, daß er bereit sei, zusammenzuführen, was Gott vereinigt hat und der Mensch nicht trennen soll auf Erden. Er trat zu dem Bette des Kranken; das Brautpaar folgte ihm, und der Graf fühlte einen anhaltenden zärtlichen Druck der Hand in dem Moment, als Leonide Gott zum Zeugen ihres Gelübdes nahm, die Seinige zu sein und zu bleiben, bis sie das Grab von ihm trennen werde.

Die heilige Handlung war vollendet. Die zu den erhabensten irdischen Pflichten, zur Gattin- und zur Mutterpflicht Geweihte zog ihren Gemahl mit sich hinab in die Umarmung ihres in Freudenthränen schwimmenden Vaters und sank dann an die Brust ihres glücklichen Gatten mit dem leisen, nur diesem verständigen Seufzer: „Nun ist's überwunden, nun ist Alles gut! O, wie ist mir so leicht!"

Der entzückte Graf küßte die letzte Thränenspur vom Auge seiner geliebten Gattin, deren Gesicht der Reiz einer fast nie gefühlten Heiterkeit unbeschreiblich verklärte, indem ihr Gemahl sie seiner Dienerschaft

als deren nunmehrige Gebieterin vorstellte, und den höchsten Gipfel erschwang sein Glück, als sie mit Innigkeit ihren Arm um seinen Hals schlang, ihre Lippen auf die seinigen drückte und dann, als fühle sie sich einer großen Gefahr entronnen, freudig heimlich vor sich hin flüsterte: „Ja, Nun ist Alles, Alles gut!“

Der Eintritt des Abends verstärkte das Fieber des Kranken; er fing an sehr unruhig zu werden. Bald beschäftigte ihn der verunglückte Bekehrungsversuch der Familie Ainaraude; dann beunruhigte ihn der Gedanke, daß sein Stammgut an den Meistbietenden verkauft und in die Hände katholischer Besitzer kommen werde, und er hielt fest an dieser Vorstellung, bis sein Schwiegersohn ihm das Versprechen ablegte, seiner Tochter ihr Vatererbe zu sichern. Nun schweifte seine Phantasie zu andern Gegenständen über. Oben auf der alten Stammburg solle ein Schatz liegen, der einst auf seine Enkel kommen werde; dann machte er sich Vorwürfe, seinen Tod nicht in dem Hause erwartet zu haben, in welchem Calas, der Märtyrer, geboren sei, und endlich fand er einen

Trost darin, in der Vertheidigung dieses Märtyrers rühmlich wie seine Ahnen vor Paris und in Rochelle gefallen zu sein.

Um die Zeit der Morgendämmerung ward der Patient ruhiger; er schien einzuschlafen, und der Graf vermochte jetzt Leoniden, sich zu entfernen und eine kurze Ruhe zu suchen, welche eine, fast vierzig Stunden hindurch nicht unterbrochene Erschütterung ihrer Seelen- und Körperkräfte dringend nothwendig machte.

Kaum mochte sie entschlummert sein, als der Graf, welcher keinen Augenblick seine Achtsamkeit von dem Kranken wandte, an dessen linkem Auge und linkem Mundwinkel ein leises, fast unmerkliches Zucken wahrnahm. Er weckte den, in einem Lehnsessel entschlummerten Arzt, machte ihn aufmerksam auf seine Wahrnehmung, und dieser prüfte sogleich den Puls des Greises. „Was ist vorgegangen?" fragte der Graf erschrocken, als er den Arzt achselzuckend schnell zu einem Aderlaß Anstalt machen sah.

„Gott scheint unsern Patienten der Qual eines langen Todeskampfes überheben zu wollen," antwor-

tete der Doctor. „Ein Nervenschlag ist eingetreten. Ich fürchte, er wird tödtlich sein.“

Der nicht zu verhütende Lärm im Hause weckte Leoniden; sie flog in das Sterbezimmer. Noch einmal schlug der Greis die Augen auf, nickte freundlich seinen Kindern zu und stammelte fast unverständlich: „Meine — meine Kinder — Legrange — Kelch!“

Leonide verstand ihn; sie theilte Legrange sein Verlangen mit, und im Fluge des Augenblicks erschien der Diener der Religion, angethan mit den Zeichen seiner Würde. Der sterbende Greis empfing das Nachtmahl; aber er schien noch etwas zu fodern, doch Keiner verstand ihn; endlich glaubte Leonide ihn zu errathen. „Wir auch?“ fragte sie. Der Kranke winkte mit dem rechten, noch beweglichen Augenlide, und das junge Gattenpaar genoß das Liebesmahl, während der entschlummernde Vater aufhörte zu athmen.

Viertes Capitel.

Wann endlich wird der alte Fluch sich lösen,
Der über diesem Hause lastend ruht?
Mit meiner Hoffnung spielt ein tückisch Wesen,
Und nimmer stillt sich seines Neides Wuth.
So nahe glaubt' ich mich dem sichern Hafen,
So fest vertraut' ich auf des Glückes Pfand,
Und alle Stürme glaubt ich eingeschlafen,
Und freudig winkend sah ich schon das Land
Im Abendglanz der Sonne sich erhellen,
Da kommt ein Sturm, aus heit'rer Luft gesandt,
Und reißt mich wieder in den Kampf der Wellen.

Schiller.

Der Graf fürchtete von der Erschütterung dieser Scene die nachtheiligsten Folgen für seine junge Gemahlin; aber sie blieb ruhiger, als er zu hoffen gewagt hatte. Mit Thränen, die zwar einen kindlichen Schmerz, aber keine unmäßige Bestürmung ihres Gemüths bekundeten, küßte sie die verbleichenden Lip-

pen ihrer Vaters und drückte die Hand ihres Gemahls, indem sie ihm leise zuflüsterte: „O, Gott hat mich dennoch lieb; er hat mir Dich gegeben. Was wär' ich ohne Dich in diesem Augenblick!"

Der Graf ordnete die Bestattung der Leiche seines Schwiegervaters still, aber feierlich an. Die Gruft, in welcher dessen Väter schliefen, war unter einer im Schlosse befindlichen Capelle, aus welcher die Sinnbilder der katholischen Kirche seit den Zeiten der Religionsverbesserung verbannt worden waren. Der Weg, welcher zur Burg hinaufführte, mußte für den Leichenwagen mit um so bedeutendern Kosten in fahrbaren Stand gesetzt werden, als nur wenige Glaubensgenossen des Verstorbenen in der Gegend zu finden waren, und Hände der Katholischen, ungeneigt zur Hülfleistung, kaum durch Geld willfährig gemacht werden konnten.

Der Graf, welcher, nur unterstützt von Legrange, sich allen Anordnungen selbst unterzog, lernte bei Gelegenheit derselben auch die alte, von ihren Bewohnern verlassene Stammburg der Auverrières kennen. Er fand dieselbe zwar als Ruine ganz wohl erhal-

ten, aber zur Wohnung allerdings gar nicht mehr geeignet. Nur ein Flügel des alten Gebäudes, augenscheinlich derjenige, auf dessen Benutzung die Familie während der letzten Zeit ihres Aufenthalts in dem Schlosse sich beschränkt hatte, enthielt noch einige, bis auf die mangelnden Fenster allenfalls bewohnbare Zimmer. Die Capelle befand sich in dem Erdgeschoß des einen Eckthurmes von völlig runder Gestalt. Den Grafen befremdete es, die Rundung des zum gottesdienstlichen Gebrauch eingerichteten Gemachs nicht vollständig, sondern den innern Raum desselben durch eine, etwa den achten Theil der Capelle abschneidende Wand beschränkt zu finden. Er machte Legrange auf diesen Umstand, der auf ein zweites verborgenes Gemach schließen ließ, aufmerksam, und dieser entdeckte ihm, daß jene Wand allerdings den Raum in zwei Theile absondere. Als nämlich diese Capelle für den Gottesdienst der gereinigten Lehre eingerichtet worden sei, da habe der damalige Besitzer des Schlosses aus Achtung für den Glauben seiner Väter den Hochaltar, den Beichtstuhl und die Heiligenbilder durch diese Wand von

dem übrigen Raume trennen lassen. Anfangs sei der abgeschnittene Theil desselben noch zu einer Art von Sacristei benutzt worden; er aber, Legrange, habe den eben Verstorbenen veranlaßt, die Thüre, welche beide Gemächer verbunden, vermauern zu lassen, um der Zugluft zu wehren, welche durch die zerbrochenen Fenster jener Sacristei eingedrungen sei.

Gedankenvoll suchte der Graf die Stelle, an welcher einst die Thüre beide Theile der kleinen Kirche verbunden hatte; er fand ihre Spur aber nicht. Legrange zeigte ihm den Ort; er war fugenlos vermauert.

„Und wie lange ist es her, seit diese beiden Räume völlig geschieden sind?" fragte der Graf.

„Schon seit vierzehn bis funfzehn Jahren," erwiderte der Geistliche.

„Und einen andern Eingang als den eingemauerten hat jener abgeschnittene Theil nicht gehabt?" forschte der Graf weiter.

„Ich habe keinen andern wahrgenommen und glaub' es auch nicht," antwortete Legrange.

Der Graf sah sinnend vor sich nieder; endlich

hob er wieder an: „Ob Leonide wol jene Sacristei kennen mag?“

„Sie müßte dieses Gemach als Kind gesehen haben,“ gab Legrange ihm zur Antwort; „doch auch das bezweifle ich,“ setzte er hinzu. „Jene Sacristei war immer verschlossen, und ich bewahrte die Schlüssel zu derselben auf. Nur ungefähr einige Monate vor der Vermauerung dieser Thüre habe ich den Schlüssel dem Herrn von Auverrière abliefern müssen, welcher manche Stunde damit verbrachte, einen Schatz in jenem Gemache zu suchen.“

„Es ist wahr,“ fiel der Graf ein. „Der Selige sprach ja in seiner letzten Nacht von einem Schatze; wissen Sie, weshalb er einen solchen dort vermuthet?“

„Er hat mir erzählt,“ erwiderte Legrange, „daß derjenige seiner Ahnherrn, welcher sich zum Calvinismus bekehrt hat, im Augenblick seines Sterbens auf einen von ihm verborgenen Schatz hingedeutet habe, und diesen haben die Auverrières seit mehr als zweihundert Jahren vergeblich gesucht.“

Der Graf versank aufs Neue in Gedanken; aber nicht der vermeintliche Schatz war es, welcher ihn

beschäftigte; eine andere Vorstellung war in ihm rege geworden: sollte jener abgeschiedene Theil dieser Capelle nicht noch einen andern Eingang gehabt haben, welcher seiner Gemahlin und deren Freundinnen bekannt gewesen war? Dieser Theil des Schlosses war so ganz geeignet, die Schwärmerei in jungen, für dieselbe empfänglichen Gemüthern zu nähren; unwiderstehlich drang sich die Ahnung ihm auf, daß jene verborgenen Heiligenbilder, jener Beichtstuhl, jener Hochaltar in die geheime Geschichte des Jugendlebens seiner Gemahlin verflochten sein möchten; aber wie emsig er auch suchte, es gelang ihm nicht, einen Eingang in jenes verschlossene Tabernakel aufzuspüren, und er stand endlich von seinen Versuchen mit dem Entschlusse ab, die Aufklärung des Geheimnisses der Zeit zu überlassen.

Die Gruft unter der Capelle ward jetzt geöffnet. „Sehen Sie," sprach der Graf zu dem Geistlichen, „hier hat der Zufall den Aberglauben nicht begünstigt, diesem zufolge hätte mein Schwiegervater noch nicht der Letzte seines Namens sein müssen; denn wenn auch sein Geschlecht mit ihm ausstirbt, so ist

dennoch sein Sarg nicht der letzte, für welchen dies Gewölbe Raum bietet; es hat noch für mehre Särge Platz. Sie kennen doch den Wahn des Volkes, welcher aus dem größern oder geringern Raume in einer Familiengruft die fortdauernde Blüte oder das nahe Verlöschen des Geschlechts, dem diese Todten angehören, weissagen will?"

„Ich kenne diesen Aberglauben," erwiderte der Geistliche; „er beschränkt sich aber nicht blos auf den Raum in der Gruft, sondern er bezieht sich auch auf den Raum an der Wand des Familiensaals, und da hat der Wahn in diesem Falle freies Spiel. Haben Sie es noch nicht beachtet, daß unter den Ahnenbildern im Wohnzimmer Ihres seligen Schwiegervaters nur noch für Ein Bild, für das seinige, ein Räumchen übrig ist? Er hat es oft beklagt, daß sein Mangel an Mitteln es ihm unmöglich gemacht hat, sich malen zu lassen, um durch sein Bild die Reihe zu beschließen."

„Das sei meine Sorge," erwiderte der Graf und ließ sogleich einen Portraitmaler von Ruf, der

sich in der benachbarten Stadt aufhielt, nach Luclause bescheiden.

Leoniden fand der Graf, als er vom Schlosse heimkehrte, um die Leiche ihres Vaters beschäftigt, deren Beisetzung, still, doch mit einem gewissen Pompe, der Neigung des Verstorbenen entsprechend, auf den dritten Tag festgesetzt worden war. Sie reichte ihrem Gemahl freundlich die Hand entgegen, welcher, sie fassend und an seine Lippen führend, zufällig die frische Spur von Dinte an dem mittlern Finger bemerkte. „Du hast geschrieben, meine Leonide?" fragte er. „Willst Du mich nicht mit Deinem Correspondenten bekannt machen?"

Ein dunkeles Roth überflog die Wangen der jungen Gräfin; sie antwortete nicht und wandte ihr Gesicht schnell ab von ihm zum Fenster hinaus.

Befremdet sah der Graf ihr nach; doch faßte er sich, kehrte sich zu den Leuten, welche mit der Reinigung der Leiche beschäftigt waren und befahl ihnen, das Staatskleid des Verstorbenen zu holen, um es dem Leichnam anzulegen, damit der Maler, welchen er berufen habe, sogleich sein Werk beginnen könne.

Die Diener, zweifelhaft über die Wahl des Kleides, wandten sich mit der Frage nach demselben an die Gräfin und veranlaßten diese, ihrem Gemahl das Gesicht wieder zuzuwenden; sie vermied es aber sichtbar geflissentlich, ihn anzublicken, und ging, um ihm auszuweichen, einen kleinen Umweg nehmend, zur Thüre hinaus.

Der Graf fing an zu begreifen, wie richtig auf die eigenthümliche Reizbarkeit seiner Gemahlin Legrange's Wink gegründet gewesen war, sie mit der zartesten Schonung zu behandeln, um sich ihres Vertrauens allmälig zu versichern, und gelobte sich, über seine Fragen mit möglichster Genauigkeit zu wachen; jedoch vermochte er der steigenden Spannung seiner gereizten Neugier nicht zu widerstehen und begann insgeheim nachzuforschen, ob etwa Jemand von der Dienerschaft des Schlosses als Bote versandt sein möge; es fehlte aber Niemand, und er mußte die Enthüllung des neuen Räthsels ebenfalls der Zukunft überlassen.

Jetzt stand die Leiche auf dem Paradebette, und der angekommene Maler schritt zum Werke; da ging

der Graf, seine Gemahlin aufzusuchen. Er fand sie, aus tiefen Gedanken erwachend, im Sterbezimmer ihres Vaters. Sie stand auf, ging ihm freundlich entgegen, und er bemerkte, daß sie einen Theil ihrer letzten Einsamkeit dazu verwendet hatte, die Spur der verrätherischen Dinte von ihrem Finger zu vertilgen. Beide setzten sich, und dem Bestreben des jungen Gemahls gelang es, Leoniden in eine leichte Unterhaltung zu verwickeln, deren Gegenstände die Beschreibung der Reize ihres neuen Wohnortes, des Schlosses Chateaugris in der Dauphiné, die Einrichtung ihres häuslichen Lebens und die etwas fernere Aussicht auf eine anziehende Reise war.

Immer lebhafter erregte die Schilderung des Grafen die Theilnahme seiner Gemahlin. Er schwieg endlich und sah sie mit unstäten Augen und schnell bewegter Brust vor sich niederblicken. Plötzlich fuhr sie, wie einen schweren Kampf gewaltsam abbrechend, auf, griff mit ihren beiden Händen nach den seinigen, lehnte ihre Stirn an seine Wange und rief: „Aber, Godefroi, nicht wahr, nun weilen wir hier auch nicht länger? wir verlassen diesen Ort gleich,

nachdem wir die Leiche des Vaters bestattet haben? O, könnten wir es doch noch heut!"

Den Grafen befremdete dieser, mit ängstlicher Heftigkeit herausgestoßene Wunsch, und schon schwebte auf seiner Zunge die Frage, wen Leonide hier fürchte; aber er gedachte Legrange's Warnung, bezwang sich und schwieg. Das geliebte Weib hatte sich so innig ihm angeschmiegt, ihre Wange war seinen Lippen so nah, und seine bezwungene Frage wurde zum langen süßen Kusse.

„Du antwortest mir nicht, Saint Hilaire," flüsterte sie; „willst Du noch länger hier verweilen?"

„O, nenne mich Godefroi!" rief der Graf, sie mit Inbrunst an sich drückend. „So hießen die ältesten Söhne meines Hauses seit den Zeiten Gottfried's Bouillon. Wie klingt mir der Name von Deinen Lippen so süß!"

„Mein, mein Godefroi!" lispelte die Gräfin unter seinen Küssen. Da rang sich der Ausruf von seinen Lippen, der längst schon auf der Flut seiner Gefühle geschwebt hatte: „O Leonide, liebst Du mich denn? Bist Du mein Weib geworden, weil

ich Dir theuer war? O sag' es mir: bin ich der Gatte Deiner Wahl? oder hat Dein kindlicher Gehorsam Dich in meine Arme geworfen?"

Da drückte Leonide ihr Gesicht noch fester an die Wange des Grafen und flüsterte: „Dich, Dich lieb' ich!" Doch in demselben Augenblicke zuckte sie zusammen, wie von einem schreckenden Gedanken überrascht, und rief: „Aber nun weilen wir hier auch nicht länger! Nicht wahr, morgen, ach nein, erst übermorgen führst Du mich nach Chateaugris?"

„Wann Du willst, mein geliebtes Weib," erwiderte der Graf, der, verloren in seinen Entzückungen, das schreckhafte Zusammenfahren seiner Gemahlin nicht bemerkt hatte. „Zwar," fuhr er fort, „hielt ich es für nöthig, Deine Angelegenheiten hier vorerst zu ordnen, mich mit den Gläubigern Deines Vaters über ihre Befriedigung zu vereinigen und gelegentlich meinen Unterthanen Zeit zu geben, einen feierlichen Empfang ihrer schönen Gebieterin vorzubereiten; doch —"

„Nein, nein!" rief die Gräfin; „laß uns ganz still einziehen in Dein Vaterhaus und so unbemerkt

wie möglich unter seinem Dache leben. Du sprachst auch von einer Reise; wohin? nach der Schweiz? nach Deutschland? O läge doch Frankreich uns erst im Rücken!"

Des Grafen Befremdung stieg natürlich von Neuem, aber er hütete sich, sie zu verrathen. „Ich hatte," hob er nach einer Pause an, „es mir so schön gedacht, Dich dies Zimmer in Chateaugris wiederfinden zu lassen; alle diese Bilder Deiner Ahnen hatte ich beschlossen darin aufstellen zu lassen und —"

„Um Gotteswillen, laß diese Bilder hier!" rief Leonide, angsthaft hinaufstarrend zu den ernst herabblickenden Gestalten. „Laß uns fliehen nach der Schweiz, nach Deutschland! Nicht wahr, dort gibt es keine Katholiken, keine katholischen Priester?"

„Nicht überall," versetzte der Graf; „aber ich denke — ich schließe es aus Deines Vaters Worten —, Du hast einige Vorliebe für die katholische Kirche?"

„Nein, nein! So wahr mir Gott helfe, nein!" versicherte Leonide mit Heftigkeit. „Ich fürchte sie," setzte sie etwas zögernd hinzu. „Und dennoch — wäre ich als Katholikin geboren, und wärst Du

Katholik — dann — ja, was würde dann meinem Glücke fehlen?"

„Ich verstehe Dich nicht, meine Leonide," erwiderte der Graf; „welches Gut vermöchte die katholische Kirche Deiner Seele zu gewähren, dessen unser Glaube ermangelte?"

„Die katholische Kirche vergibt dem reuigen Sünder, die unsrige nicht!" antwortete die Gräfin mit halberstickter Stimme.

„Leonide," rief ihr geängstigter Gemahl, „Du bist ein Engel, und Engel können nicht sündigen und bedürfen der Vergebung der Kirche nicht! — Ich vernahm ein Wort Deines Vaters, welches mich die Bürde ahnen läßt, mit welcher Du Deine Seele beladen hast. Wirf diese Bürde von Dir, meine geliebte Leonide. Du bedarfst nicht der Priester, nicht der Kirche, um Dich zu entsündigen, denn Deine Seele ist fleckenlos, und Niemand verklagt Dich als Du selbst. Aber darfst Du Dich verklagen, weil der Herr über Leben und Tod Dich zum Werkzeuge wählte, um die geliebte Urheberin Deiner Tage auf einem nähern Wege der Seligkeit besserer Welten

entgegenzuführen? Der Segen Deines Vaters ruht auf Dir. Das Glück eines Mannes, der Dich anbetet, ist an Dein Glück, an Deine Seelenruhe gebunden! O Leonide, beglücke mich, und Du wirst glücklich sein!"

Leonide blickte aus düstern thränenschweren Augen stumm vor sich nieder, und der Graf, um ihrem Sinnen eine andere Wendung zu geben, hob an: „Da Du unsere Abreise beeilst, so werd' ich Dich den morgenden Tag hindurch allein lassen müssen; es wird nämlich nothwendig sein, die Angelegenheiten Deiner väterlichen Hinterlassenschaft, welche ich nun nicht selbst ordnen kann, einem gerichtlichen Sachwalter zu übergeben, und ich will morgen nach Cordes eilen, um mich nach einem solchen zu erkundigen."

„Mich willst Du allein lassen?" rief Leonide erschrocken; „thu das nicht, nimm mich mit Dir. Laß mich nie allein, nie, so lange wir noch in dieser Gegend sind."

„Gut, so fahren wir zusammen," erwiderte der Graf, seinem Vorsatze treu, trotz der Nahrung, welche jeder Augenblick seiner Neugier gab, jede Regung

derselben niederzukämpfen und die Lösung der ihn beunruhigenden Räthsel von dem sichtbar wachsenden Vertrauen seiner jungen Gemahlin zu erwarten.

Jetzt trat Legrange ein, freudig überrascht von der schnellen Annäherung der Gräfin an ihren Gemahl; doch vermied er seine Ueberraschung zu äußern, und ein anderer Gegenstand des Gespräches, welchen er schon in Bereitschaft hatte, erleichterte ihm die Mühe, sein vorherrschendes Gefühl zu verbergen.

„Herr Graf," sprach er, „ich fürchte, das Schicksal hat uns in der Person dieses Malers den unrechten Mann zugewandt. Er behauptet nämlich, sein Werk schon morgen beendet haben zu müssen, weil er an einem Altarblatte für eine benachbarte Dorfkirche zu arbeiten habe welches unfehlbar in drei Tagen geliefert werden solle, und erst kaum entworfen sei. Nothwendig ist dieser Mann entweder ein Zauberer, oder er liefert uns eine unbrauchbare Sudelei."

„Hab' ich's doch gefürchtet, als ich in das geistlose Auge, in das gemeine Gesicht dieses Menschen sah," rief unmuthig der Graf. „Wie konnten wir

auch erwarten, daß dieser Seelenlose uns die Seele eines Todten in treuer Auffassung seiner Züge wiedergeben werde?"

„Ob er sein Werk zu beseelen versteht, das will ich freilich dahingestellt sein lassen," erwiderte der Geistliche; „aber das Verdienst, die Umrisse der Züge treu aufzufassen, ist unserm Künstler nicht abzusprechen. Kommen Sie und betrachten Sie das werdende Bild mit eignen Augen."

Der Graf stand auf und ging in das Zimmer, dessen Mitte das Paradebette einnahm, und in groben, doch sprechend ähnlichen Umrissen blickte von der, zur rechten Hand aufgestellten Staffelei das Gesicht des todten Vaters zu ihm hinüber; betroffen, verloren in den Anblick der geretteten Züge stand er da und war grade im Begriff, den Künstler zu beloben, als mit den Worten: „Gott, das ist kein segnender Blick!" hinter ihm Leonidens Stimme laut ward. Erschrocken wandte der Graf sich um und sah seine Gemahlin ebenso unhörbar, wie sie ihm nachgeschlichen war, wieder von dannen schweben. „Sehr getroffen!" wandte er sich kurz an den

Maler; „sehr gut; nur freundlichere Züge wünschte ich dem Bilde, nicht diesen finstern Blick.“

„Befehlen Sie, mein Herr Graf,“ sprach der Maler, „so fahr' ich mit dem Pinsel über diese Augen hinweg; ein paar Striche, und Sie haben den Leichnam, leibhaftig, wie er dort liegt. Soll ich ihn aber lebend malen, so muß ich ihm entweder Augen lügen, oder ich muß ihm die geben, welche er hatte, als ich ihn sah.“

„Und wo haben Sie ihn gesehen?“ fragte der Graf gespannt.

„Hier auf dieser Stelle vor zwei Jahren,“ erwiderte der Maler. „Hier, wo er jetzt liegt, da lag damals seine Gemahlin, todt wie er heute. Ich war herbeschieden, um sie zu malen.“

„Wo ist denn das Bild der Frau von Auverrière?“ forschte der Graf; „man hat es mir nicht gezeigt.“

„Das konnte man auch nicht, denn ich habe es nicht gemalt,“ versetzte der Künstler. „Ich foderte nämlich die Bezahlung für meine Arbeit voraus und packte meine Staffelei und Pinsel wieder zusammen,

als ich nichts erhielt. Die Augen, wie sie damals der alte Herr rollte, die Stirn, wie er sie damals in Falten runzelte, als er bald mir, bald seiner Tochter fluchte, die hab' ich treulich in meinem Gedächtniß festgehalten und wiedergegeben."

Tief erschüttert von den Worten dieses Menschen wandte sich der Graf ab, kehrte aber bald wieder zurück zu ihm und sprach: „Mein Herr, wenn ich den Preis verdoppele, vermögen Sie es alsdann, die Runzeln von dieser Stirn wegzulassen und einen freundlichen Blick in diese Augen zu legen?"

„Zu lügen," verbesserte der Maler. „O ja, recht gern; doch für die Aehnlichkeit steh' ich dann nicht mehr, und meinen Namen setze ich alsdann nicht unter das Bild."

„So lassen Sie Ihren Namen fort," rief der Graf und entfernte sich, um seiner Gemahlin nachzueilen, welche der Geistliche vergebens in ein erheiterndes Gespräch zu verwickeln gesucht hatte. Dem Gatten gelang es, die trübe Wolke von ihrer Stirn hinwegzuschmeicheln, und der Abend verging unter Entwürfen für die Gestaltung der nächsten Zukunft

minder düster, als es die Sonnenlosigkeit des vergangenen Tages zu verkünden geschienen hatte.

Am folgenden Morgen übergab der Graf dem Geistlichen die Besorgung der zur Bestattung der Leiche noch erfoderlichen Vorbereitungen, lohnte den Maler ab, welcher wiederholt versicherte, noch vor Eintritt des nächsten Abends sein Werk vollenden zu müssen, und reiste mit Leoniden nach Cordes ab.

Hier übergab er einem Notar das Geschäft, die Gläubiger seines verstorbenen Schwiegervaters zu ermitteln, deren Foderungen zu prüfen und mit ihnen eine unferne Zahlungsfrist zu verabreden. Zugleich fand er einen sichern, ihm von mehren Seiten empfohlenen Mann, welcher sich entschloß, das Gut unter billigen Bedingungen in Pacht zu nehmen. Der Graf sagte diese dem Pachtlustigen zu, empfing von demselben eine angemessene Bürgschaft und schloß mit ihm einen Pachtvertrag auf zehnjährige Dauer ab.

Das junge Ehepaar konnte nach unerwartet schnell beseitigten Geschäften die Rückreise nach Luclause zeitig genug antreten, um noch vor Sonnenuntergang

dort anzukommen. Je näher sie dem Dorfe kamen, je unruhiger fing Leonide an zu werden; der Graf bemerkte, daß sie ein Mal über das andere mit scheuen Blicken bald zu diesem, bald zu jenem Wagenfenster hinaussah, als suche sie Jemand, den sie zu begegnen fürchte. Endlich hielt der Wagen am Ziele, und Beide stiegen aus; aber eine kleine Unannehmlichkeit erwartete sie; man hatte augenscheinlich ihre Rückkunft später erwartet, denn die Thüre des Wohngebäudes war verschlossen und blieb trotz alles Klopfens an demselben ungeöffnet. Nach langem Harren erfuhr der Graf endlich durch einen, den Schloßberg herabkommenden Arbeiter, daß Legrange seit dem Mittage schon beschäftigt sei, Gruft und Capelle dort oben säubern zu lassen. Einer der Bedienten wurde hinaufgeschickt, um schnell den Schlüssel zu holen.

Mit Befremden vernahm Legrange die Botschaft des Entsendeten, daß das Haus verlassen und verschlossen sei, und eilte selbst zurück, um den Harrenden die Nachricht zu bringen, daß er den Maler im Hause zurückgelassen habe und nicht im Besitze des

Schlüssels sei. Das Pochen an der Thüre wurde jetzt verdoppelt, aber das Haus war wirklich leer. Die zur Dienerschaft gehörigen männlichen und weiblichen Bewohner desselben kamen endlich Eins nach dem Andern vom Schloßberge herab; Alle hatten vor mehren Stunden schon, um die geöffnete Gruft zu sehen, das Haus und in demselben den Maler verlassen. Es blieb nichts Anderes übrig, als das Schloß zu sprengen. Es geschah. Der Graf ging, während seine Gemahlin sich von ihm trennte, um sich in ihr Zimmer zu begeben, nach dem Leichensaale und trat mit Entsetzen vor dem Anblick des ihm gegenüberstehenden Bildes zurück. Es war dem Todten sprechend ähnlich; aber nicht allein verzerrten Blick und Miene sich zum Grinsen, sondern der fanatische Maler hatte die ganze grobgemalte Figur mit einem gelben, über und über mit Teufelsfratzen besäten Hemde umgeben und den Kopf derselben mit einer spitzen Mütze von gleichen Farben, das Bild also ganz mit dem Gewande versehen, in welches die Opfer der spanischen Inquisition gekleidet zu werden pflegten. Auf einem unter dem Bilde befestigten Papier las

der Graf die Worte: „Den Ketzer und die Eidbrüchige wird das göttliche Gericht strafen, wenn das weltliche mit der Rache zögert. — Es ist nicht todt, was verstummt ist."

„Jesus, Er ist hier gewesen!" schrie plötzlich Leonide, welche ungesehen dem Grafen gefolgt war, an seiner Seite und sank, von einem krampfartigen Zittern befallen, auf einen Stuhl nieder.

„Wer ist hier gewesen?" fragte erschrocken der Graf, die Sinkende unterstützend; aber statt ihm zu antworten, sprang sie heftig auf, faßte ihn am Arme, zog ihn mit sich hinaus und ächzte: „Fort, fort von hier! Um Gotteswillen, fort ohne Aufenthalt! Er sucht mich auf! Er droht mir! Rette mich vor ihm!"

„Vor wem?" rief der Graf, fast angesteckt von ihrer Furcht; aber Leonide sank keuchend Luft schöpfend, ohne eines Wortes fähig zu sein, in seine Arme. Er geleitete sie in ihr Zimmer und ließ sie sanft auf einen Lehnstuhl sinken.

Legrange kam Beiden nach. „Herr Graf," sprach er, „ich bin ein Freund des Friedens, wie ich ein Prediger desselben bin, aber der Frevel des Buben,

der jenen Todten in seinem Bilde geschändet hat, verdient die Ahndung der Gesetze. Ich selbst rathe Ihnen, belangen Sie den Fanatiker."

„Laßt ihn, laßt ihn!" ächzte Leonide. „Das ist nicht des Malers Werk! Das ist die Spur der Hand eines Mächtigern, als er ist, als wir sind! O Godefroi, komm! Laß uns fliehen!"

„Vor wem!" fragte der Graf noch ein Mal. „Wer ist hier gewesen? wer ist der Mächtige, den Du fürchtest? Laß uns sehen, ob er stärker ist als das Gesetz!"

„O, er ist mächtiger als das Gesetz!" rief Leonide. „Ihn erreicht kein Arm! Entfliehen wir dem seinen! Heute! Jetzt! Jetzt auf der Stelle!"

Der Graf forschte bei allen Bewohnern des Hauses und dessen nächster Umgebung nach, ob irgend Jemand einen Fremden gesehen habe; aber Niemand hatte einen solchen bemerkt. Er ging mit Legrange zu Rathe über Leonidens Verlangen, noch diesen Abend Luclause zu verlassen, und Beide kamen in ihren Ansichten dahin überein, daß, möge Leonide auch die triftigsten Gründe zu Besorgnissen hegen,

dennoch die Gefahr unmöglich so dringend sein könne, als sie in ihrer krankhaften Aufregung sich dieselbe vorstelle.

Es gelang ihren vereinigten Bestrebungen, die Gräfin zu beruhigen. Sie überzeugte sich, daß der von ihr so gefürchtete Gegenstand den Grafen zu fürchten scheine. Hatte doch derselbe die Abwesenheit des Letztern benutzt, um hier zu erscheinen, und nicht gewagt, dessen Zurückkunft abzuwarten; und war Leonidens Furcht wirklich begründet, so war die Gefahr während der Nachtreise auf einsamen Wegen weit mehr zu fürchten als hier, im sichern Hause, umgeben von einer zahlreichen, größtentheils aus Glaubensgenossen bestehenden Dienerschaft.

Das Gefühl, den Schutz, dessen sie bedürftig war, von ihrem Gatten zu empfangen, schmiegte Leoniden diesem mit einer Innigkeit an, welche ihm den Muth gab, sie gegen die Angriffe von Legionen zu vertheidigen; aber die Nacht verfloß ebenso ruhig wie der folgende Tag, nach dessen Schlusse die Beisetzungsfeierlichkeit begann.

Nur ein größeres Gefolge fehlte, und die Leichen-

feier wäre völlig im Sinne des Seligen angeordnet gewesen. Nicht das Wappen am Sarge und nicht auf demselben das alte Familienschwert mangelte, welches unter Ludwig XII. einst ein Auverrière als Connetable in den Schlachten des Reichs geführt hatte. Hinter dem Sarge führte ein geharnischter Knecht ein Pferd als Leibroß des Verstorbenen, mit gepanzerter Brust, den Kopf mit einem schwarzen Federbusche geziert und der Rücken vom Widerrist bis zum Kreuze mit einer lang herabschleppenden Trauerdecke behangen. Der Wagen mit den beiden Leidtragenden folgte hinter dem Rosse, und dem Sarge voran schritt Legrange in seiner Amtstracht, umgeben von den calvinistischen Dienern des Hauses, welche den Zug mit Fackeln begleiteten.

Der Graf fühlte seine Gemahlin heftig beben, als er sie aus den Wagen hob und in die Capelle geleitete; er führte sie auf das Chor. Jetzt ward der Sarg hineingetragen, auf die Senkplatte niedergesetzt, und Legrange richtete mit nassen Augen einige rührende Worte an die Versammlung. Nun schwieg er; der Sarg, begleitet von dem ältesten Diener des Se-

ligen, versank, und der Graf fühlte Leonidens eiskalte Stirn an seiner Wange.

Ein starkes Riechmittel belebte sie wieder. Zitternd hing sie sich an den Arm ihres Gemahls, und Beide verließen die Capelle.

Der Platz vor der Burg hatte sich indeß mit den neugierigen Bewohnern des Dorfes angefüllt, welche, als zur herrschenden Kirche gehörig, der Leiche ihres Gutsherrn ihre Begleitung zur Gruft einstimmig versagt hatten. Leonide zuckte schreckhaft zusammen, als sie aus der Thüre der Capelle trat; und in der That hatte der Anblick, welcher ihrer harrte, und die Luft, welche sie umfing, etwas widerwärtiges, wol geeignet, schwache Nerven unsanft zu berühren. Die Fackeln waren meistens ausgebrannt; der matte Schein, welchen die einzeln noch glimmenden auf das Gewühl der Menge warfen, stach grell gegen das glänzende Licht ab, mit welchem die Capelle überfüllt war, und der Pech- und Schwefeldunst, der von den verlöschenden Fackeln aufstieg, verdüsterte den sternenlosen Himmel und verdarb die Luft. Leonide, abgemattet und abgeängstigt, ver-

fehlte mit dem zitternden Fuße den Tritt des Wagens, und in dem Augenblicke, als der Graf sie hineinzuheben im Begriff war, sprach eine dumpfe Baßstimme hinter ihm: „Es ist nicht Jeder todt, welcher schweigt!“ — da sank, mit dem Aufschrei: „Das ist er!“ Leonide bewußtlos zurück in den Arm ihres Gemahls.

Dieses Mal war ihre Ohnmacht hartnäckiger, als ihre Sinnlähmung vorhin während der Versenkung der Leiche ihres Vaters gewesen war. Besinnungslos wurde sie zurückgebracht in ihr Haus und in ihr Bette; reitende Boten flogen nach Aerzten; aber noch ehe einer derselben anzukommen vermochte, kehrten ihre Lebensgeister zurück. Wild warf sie die Augen umher und beschwor dann ihren Gemahl, augenblicklich die Abreise anzutreten. Vergebens machte dieser die gleich einer Fieberkranken Bebende auf ihren Zustand aufmerksam und beschwor sie, die Ankunft eines Arztes abzuwarten. „Ich bin gesund!“ schrie sie. „Ich bedarf keines Arztes! Fort, fort von hier! Diese Luft erstickt mich! Diese Wände erdrücken mich! Fort, fort!“

Der Graf sah ihre Unempfänglichkeit für vernunftgemäße Vorstellungen ein und überzeugte sich, daß eine Widersetzlichkeit gegen ihr Verlangen ihren Zustand nothwendig gefährden müsse. Er gab daher Befehl, anzuspannen, und nahm Abschied von seinem Freunde Legrange, welcher vergebens dem geheimnißvollen Sprecher auf allen zur Burg führenden Haupt- und Nebenpfaden nachgespürt hatte.

Grade ging die Sonne auf, als der Geistliche den Wagen mit dem jungen Paare zwischen den Rebenhügeln verschwinden sah.

Fünftes Capitel.

Am styg'schen Fluß
Die Seele irrt
Und rückschaut und brütet und denket;
Bis Liebeskuß
Zum Lethe wird,
Der die quälenden Bilder versenket.

Die Seele lag
An Lethes Strand,
Von segnenden Träumen umwoben;
Da — Blitz und Schlag
Von Liebeshand! —
Sie erwacht, und der Traum ist verstoben.

• — •

An dem heitersten Sommerabende erreichte das junge Paar ungefährdet das Ziel seiner Reise. „Sieh, Leonide," sprach der Graf, mit einem stolz freudigen Blicke sein wunderreiches Heimathland begrüßend, „dies ist mein Vaterhaus! Diese Fluren sind Dein!"

Leonide fuhr aus ihren Träumen empor und blickte in das reizende Thal nieder, welches, von der majestätischen Rhone in zwei Hälften getheilt, sich immer weiter, immer reicher, je schroffer sich die Abdachung des Cevennengebirges nach Osten zu senkte, vor ihren Augen entfaltete. „Sieh," sprach der Graf mit mühsam unterdrücktem Jubeltone, „jener kleine Fluß, der sich wie ein leicht hingeworfenes himmelblaues Band durch die Aue schlängelt, ist die Drôme; sie begrenzt meine Herrschaft gegen Norden. Oestlich schneidet die Biegung dieses Bergwassers mein kleines Reich vom Weichbilde jener Stadt ab, deren Thürme Du im Hintergrunde wie glänzende Punkte in die Wolken schwimmen siehst; es ist Crest. Gegen Süden ist jene kleinere Stadt dort, Lauriol — Du siehst sie rechts im Vordergrunde —, meine Nachbarin, und zwischen meiner westlichen Grenzscheide, der herrlichen Rhone, und dem Drômeflusse wohnen wir. — Nun, Leonide? Dich entzückt dieser Anblick nicht? Du schweigst?"

„Vor Entzücken und — vor innerer unbezwinglicher Angst," antwortete die Gräfin mit leiser, kaum

vernehmbarer Stimme. „Es ist ein Paradies, aber — aber, ach, warum liegt dies Paradies in Frankreichs Grenzen!“

Tiefeingreifende nagende Wehmuth verdrängte das schöne Gefühl, welches das Herz des jungen Gatten beim Wiederanblick seines Geburtslandes, seines Eigenthums so freudig erhoben hatte. Er ahnte, daß die unselige Stimmung seiner geliebten Leonide ihm die Pforten dieses Elysiums auf immer verschließen werde, und mit einem verstohlenen Seufzer den Schmerz des Abschiedes von seinem Vaterlande im Voraus fuhlend, schlug er verstummend sein feuchtes Auge nieder.

Schon brauste das wilde Alpenkind, die Rhone, hinter den Reisenden her, als Leonidens Auge von der unaussprechlich reizenden Lage eines kleinen einsamen Dörfchens angezogen ward. „O Godefroi,“ rief sie, „welch ein Eden ist dieses kleine Thal? Gehört auch dies zu Deiner Herrschaft?“

„Nicht zu meiner Herrschaft, aber dennoch mir,“ antwortete, aus seinem Sinnen auffahrend, der Graf. „Dieses freundliche Gütchen kaufte mir vor vier Jah-

ren mein guter Vater, um mich allmälig an eine gewisse Selbständigkeit zu gewöhnen. Es ist unabhängig von meinen andern Besitzungen und das Einzige, über welches mir freie Verfügung zusteht. Schon seit längerer Zeit handelt ein Nachbar um dasselbe mit mir; doch hab' ich dies kleine Besitzthum sehr lieb, und die Noth drängte mich bisher noch nicht zu dessen Veräußerung. — Jenes Häuschen, Du siehst es dort zwischen der Lindengruppe hervorschimmern, hab' ich in fast eremitischer Zurückgezogenheit vier glückliche Jahre hindurch bewohnt; es ist mir unaussprechlich lieb!"

„O, das darfst Du nicht verkaufen!" rief Leonide. „Wisse, daß ich Dein Schloß, so glänzend es auch sein mag, mit Freuden für dieses einsame schmucklose Häuschen aufgeben würde, wenn — ach wenn es außerhalb der Grenzen Frankreichs läge."

„Du kennst ja Chateaugris noch nicht," erwiderte der Graf und setzte nach einigem Zögern hinzu: „so freundlich dieses Dörfchen, so lieb es mir und Dir auch ist, so werden wir es dennoch andern, dringenden Umständen aufopfern müssen. Erinnere

Dich, daß ich Deinem Vater versprochen habe, Dir Dein Stammgut zu erhalten; das vermag ich aber nur, wenn ich dieses Besitzthum dafür hingebe und mit der Summe, welche ich aus dessen Verkaufe löse, die Ansprüche unserer Gläubiger auf Luclause befriedige."

Leonide fühlte an der bewegten Stimme ihres Gemahls die Größe des Opfers, welches er seinen um ihretwillen übernommenen Pflichten zu bringen gedachte. „Welch ein edler Mann! Und wie liebt dieser Mann mich! O, er ist der Segen meines Vaters, der auf meinem Haupte ruht!" so erhob sich im Stillen ihr Herz zum Gefühl ihres Glückes, und die Thräne in ihrem Auge, welche ihren innigsten Händedruck begleitete, ließ den Grafen die Fülle ihrer Empfindungen ahnen.

Jetzt rollte der Wagen über die Brücke, unter deren Bogen die Drôme schäumte, hinweg in den Schloßhof hinein, dessen großartiger Anblick Leonidens Gefühlen eine andre Richtung gab.

Was waren die sogenannten Schlösser des Luclause umwohnenden kleinen Landadels gegen diese,

im italienischen Style aufgeführten Wohnungen der gräflichen Schloßbeamten und gegen die andern das Schloß umgebenden Gebäude, welche, wie Leonide erstaunend vernahm, nur die Marställe waren, in deren innern Räumen die Pferde ihres Gemahls aus Marmorkrippen fraßen. Immer tiefer ward ihr Athem, immer unruhiger flog ihr Auge umher, und als der Palast, dessen Herrin sie zu sein von nun an bestimmt war, immer deutlicher aus dem Hintergrunde zwischen dem Laubdunkel der Platanenallee gleich einem Feenschlosse hervortrat, da überwältigte der schmeichelnde Gedanke, daß alle diese Herrlichkeit ihr Eigenthum sei, ihre Seele, und fast verwirrt sank sie, als der Wagen hielt, und ein Dienerschwarm aus den Pforten des Schlosses ihr entgegenstürzte und den Schlag aufriß, ihren Sitz verlassend in die Arme ihres Gemahls.

„Du hast es gewollt, meine Leonide," sprach dieser, „daß unser Einzug in Deine neue Heimath geräuschlos sei; mache mir daher keinen Vorwurf, daß nichts für Deinen Empfang vorbereitet ist. Du wirst die Zimmer meiner Mutter also fürs erste beziehen

müssen, wie sie sind; freilich wirst Du den Geschmack ihrer Einrichtung um wenigstens zwanzig bis dreißig Jahre veraltet finden."

Mit diesen Worten führte er die fast taumelnde junge Frau in das Schloß. Von Zimmer zu Zimmer an seinem Arme schwankend, erschien Leonide Andern einer Berauschten, sich selbst einer Bezauberten gleich. Die Reihe der Gemächer wollte nicht enden; und die in dem einen Zimmer bereits erschöpft geglaubte Pracht wurde von der des folgenden jedesmal noch überboten. Schwindelnd gelangte sie endlich zu einer Wendung der schimmernden Zimmerreihe.

„Hier beginnt Dein eigenstes Reich," sprach der Graf, die Thüre eines Ecksaals öffnend, und Leonide trat in ein kleines Gemach, dessen Wände, Spiegel, durch goldne Leisten von einander getrennt waren. Ueberall, wohin sie die Augen warf, sah sie sich und mit immer steigenderm Erglühen ihr eignes vertausendfachtes Bild. Aber fast waren die Thränen ihr nah, so drückend umfing sie das Gefühl ihrer Fremdheit in diesem Glanze; sie wagte es nicht, in ihrer unscheinbaren Kleidung ihr Auge gegen diese Spie=

gelwände aufzuschlagen, und war nur mit Mühe zu bewegen, die Federkraft der schwellenden Divanpolster zu prüfen, welche, mit Goldstoffen behangen, sich unter den Spiegeln längst den Wänden hinzogen. Ihr ward wohl, als sie das Spiegelgemach verlassen durfte, und sie fühlte sich, wenn auch gleich nicht heimisch, doch wenigstens minder gedrückt in den folgenden Zimmern, welche ihr Gemahl ihr anwies. Am nächsten Vormittage war ihr eine neue, sie unaussprechlich verwirrende Ueberraschung vorbereitet: die Beamten ihres Gemahls wurden ihr vorgestellt, und einige der höhern derselben erbaten ihren Gattinnen die Erlaubniß, der gnädigen Gebieterin die Schleppe küssen zu dürfen. Diese Huldigung schien dem armen, aus der Tiefe der bedeutungslosesten Stellung plötzlich auf eine schwindelnde Höhe hinaufgeschwungenen Landmädchen fast einem Hohne zu gleichen, und mehr als einmal bedurfte es des vermittelnden Dazwischentretens ihres Gemahls, um die in ihrer neuen Welt von Irre zu Irre Taumelnde vor Fehlgriffen zu bewahren, welche sie unfehlbar der Nachrede der an die Beobachtung strenger höfi-

scher Sitten gewöhnten Beamten preisgegeben haben würde.

Trotz ihrer anfänglichen Schüchternheit war Leonide dennoch nicht unempfänglich für den Reiz des Glanzes und der Huldigungen, deren unbequeme Neuheit sich bald verlor und einer sehr behaglichen Empfindung Platz machte; es gelang ihr schon nach wenigen Tagen, die Stände der Herrschaft ihres Gemahls nebst deren Gattinnen und Töchtern, die Genossinnen ihres ehemaligen Standes, mit der gehörigen Würde zu empfangen, und fast schien es jenen, als ob die junge schöne Gräfin diese Würde etwas zu sehr zu behaupten wisse.

Leonide hörte auf, seit sie ihre einfache Kleidung mit einer reichern, modischen vertauscht und mit klar aus ihren Augen leuchtendem Wohlgefallen den Brillantenschmuck der seligen Gräfin zum ersten Mal angelegt hatte, sich mit Scheu in das Spiegelzimmer zu begeben, und lachte mit dem Erröthen der Scham über die Ehrfurcht, welche sie vor den goldverzierten Polstern empfunden hatte. Mit unbeschreiblicher Freude sah ihr beglückter Gemahl die, auf dem Ge-

sichte seiner Leonide ihm noch völlig fremden Rosen erblühen, deren Lebenselemente ein jugendlich leichter Sinn, Befriedigung süßer Lieblingswünsche und heitere Seligkeit sind; sie schien nicht mehr daran zu denken, daß Chateaugris innerhalb der Grenzen Frankreichs liege, oder daß sie jemals von den Menschen, welche dieses Frankreich bewohnten, etwas befürchtet habe; und schon gab der Graf sich der Hoffnung hin, daß das geheimnißvolle Schreckbild, welches seine Gemahlin aus ihrem Vaterhause vertrieben hatte, aufgehört habe sie zu ängstigen, als ein Schreiben von seinem Notar aus Cordes einlief und jenen schreckenden Dämonen neues Leben gab.

Die katholische Geistlichkeit hatte nämlich die Rede ergriffen, welche Legrange bei der Bestattung des Herrn von Auverrière gehalten, und einen Verhaftsbefehl wider den Priester einer angefeindeten Lehre ausgewirkt. Der Graf war gewiß, daß jene Leichenrede nichts enthalten hatte, was als eine Schmähung auf die herrschende Kirche gedeutet werden konnte; aber ebenso gewiß war er auch, daß die Dauer der gegen den Schuldlosen anhängig gemach-

ten Untersuchung jahrelang währen werde, und daß das einzige Mittel die sofortige Freisprechung des Verfolgten zu erwirken, kein edleres als — Bestechung der Richter sein könne.

Leonide behielt, von diesem Ereignisse ergriffen, nicht die Fassung ihres Gemahls; ihre Furcht vor einem geheimnißvollen Feinde kehrte stärker und quälender als je zurück und hing sich, einem Gespenste gleich, an ihr und ihres Gatten Glück. Verschwunden war der Reiz, mit welchem die großartige Gestaltung ihres neuen Verhältnisses sie gelockt hatte; eindruckslos verhallten die Stimmen der Huldigung, welche ihrer Eitelkeit so süß geschmeichelt hatten. Es war ihr, als begreife sie erst jetzt die Schrecken des Damokles, welcher, umgeben von königlichen Pompe, auf einmal das Schwert an einem Haar über seinem Haupte hängend gewahrt, und mit dem Ausspruch: „Besser eine Hütte im einsamsten Thale als das fürstliche Schloß, welches mich vor meinem Verfolger nicht zu sichern vermag!" bestürmte sie ihren Gemahl mit neuen unablässigen Bitten, sie hinwegzuflüchten aus diesem unheilschweren Lande.

Nicht ohne erneuten Kampf gab der Graf Leonidens wiederholten Bestürmungen nach; er beschleunigte den Verkauf seines kleinen Gutes und verwandte einen Theil der aus demselben gelösten Summe, um die Commissarien, welche mit der Untersuchung der Angelegenheit seines Freundes Legrange beauftragt waren, recht schnell von dessen Unschuld zu überzeugen. Mit einem andern Theil des Goldes, in dessen Besitz ihn die Veräußerung seines freundlichen Gütchens gesetzt hatte, befreite er Luclause, das Eigenthum seiner Leonide, von allen Ansprüchen, welche die Gläubiger ihres Vaters auf dasselbe machten, und der Rest, welcher ihm von jener Summe verblieb, war bedeutend genug, bei einiger Einschränkung ihm und Leoniden auf etwa zwei Jahre einen sorgenfreien Aufenthalt im Auslande zu gewähren.

Bevor das junge Paar seine Reise antrat, lud der Graf seinen durch ihn befreiten Freund Legrange ein, sich den fernern Feindseligkeiten einer ihm gehässigen Priesterschaft zu entziehen und ihn nach Deutschland zu begleiten. Legrange lehnte jedoch,

durchdrungen von der Heiligkeit seiner Pflichten für seine zerstreut wohnende Gemeinde, die Einladung des Grafen ab, und Leonide ließ diesem nicht länger Zeit, die schnell vorbereitete Reise zu verzögern.

In reichster Jugendfrische blühte Leonide an der Seite ihres Gemahls auf, nachdem er ihr versichert hatte, mit der eben hinter sich gelassenen Barrière die Grenzen Frankreichs im Rücken zu haben. Der milde Himmel, welcher auf den entzückenden Thälern der Schweiz lag, die wohlthätige äußere Bewegung und die noch wohlthätigere Ruhe ihres Innern fügten ihrem Antlitz alle Reize hinzu, welche ihm zur Vollendung seiner Zauberkraft noch gemangelt hatten. Ein vierwöchentlicher Aufenthalt in Bern während des Gebrauchs der Aarzilebader Quellen machte sie mit dem Reiz der Vergnügungen der großen Welt bekannt; sie gewann lebhaften Geschmack an dem ihr noch fast ganz fremden Zauber des Tanzes, und bald war die junge schöne französische Gräfin die Königin der Bälle.

Der Graf gönnte seiner holden Gemahlin den neuaufgefundenen Freudenquell um so liebevoller,

als ihre Innigkeit gegen ihn mit ihrer Fröhlichkeit wuchs, welche täglich mehr die Ueberzeugung in seiner Seele befestigte, daß Leonide ihn um seiner selbst willen gewählt habe. Aber ungeachtet dieser ihn unaussprechlich beglückenden Gewißheit war er nicht hinreichend Herr seiner selbst, um bei dem Anblick der Huldigungen ruhig zu bleiben, welche die zahlreich hier versammelte männliche Jugend wetteifernd der liebenswürdigen Gräfin darzubringen begann.

Unter den Badegästen, welche durch Reichthum, Rang, ausgezeichnete Gestalt und andere empfehlende Eigenthümlichkeiten die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen, zeichnete sich ein junger östreichischer Rittmeister, der Graf Daniellowich, ein Kroatier von Geburt, besonders vortheilhaft aus, und grade er war es, auf welchen der Zauber des Reizes der jungen Gräfin vor Allen sichtbar einwirkte. — Und weniger der Glanz der Feste, welche er zur Feier Leonidens gab, als die sinnige Anordnung derselben bestach die aus der tiefsten Lebenstrübe mit wunderbarer Schnelligkeit auf den heitersten Punkt der Lebenshelle hinaufgezauberte junge Frau; sie konnte sich

eines dankbaren Gefühls für den Freund nicht erwehren, der unermüdlich mit zarter Hand all die schauerreregenden Erinnerungen vertilgte, welche sie hieher begleitet hatten und selbst unter den Augen ihres Gatten nicht völlig von ihr gewichen waren. Mit einer ihr fremden Leichtigkeit fing ihr Blut an zu fließen; zu schnell war ihr aus einer durchjammerten sternenlosen Nacht die Sonne in nie geahnter Klarheit aufgegangen. Der erste wolkenlose Tag ihres Lebens schien ihr ein endloser; die freundlichen Engel, welche an die Stelle der hinter ihr verschwundenen Larve getreten waren, zeigten ihr der blumenreichen Füllhörner so viele: wie konnte die mit Welt und Leben Unbekannte das Entflattern der leichtbeschwingten Freudenbringer fürchten?

Sie fürchtete es nicht, denn sie sah die düstern Blicke nicht, mit welchen die Augen ihres Gemahls sie verfolgten, wenn sie am Arm des bezauberten Kroatiers durch die bunten Tanzreihen flog. Sie hörte, ermattet von den Vergnügungen des Tages, ihre Nächte sanft durchschlummernd, die Seufzer nicht, die sich aus dem Busen ihres gequälten Gatten ran-

gen, dessen Seele sich eine unaussprechliche Bekümmerniß bemächtigte. Die blindeste Eifersucht folterte ihn, aber seines Schmerzes sich schämend, suchte er diesen vor Leonidens Augen zu verbergen, welche, mit ihren liebgewonnenen Erheiterungen beschäftigt, die trübe Stimmung des Grafen nicht ahnte.

Ein Tag verfloß nach dem andern, und einer nach dem andern öffnete dem Unglücklichen neue reiche Sorgenquellen. Oft beschloß er durch eine schnelle Abreise seine Marter zu enden und das ihn beunruhigende Verhältniß Leonidens mit dem gefährlichen Husaren abzubrechen; aber noch fühlte er sich unfähig, seiner ihm selbst zuweilen in lächerlichem Lichte erscheinenden Eifersucht Worte zu geben, und verfiel endlich auf den Gedanken, Leonidens geheimnißvolle Furcht vor allen Mitgliedern der katholischen Kirche zu benutzen, um ihr den Grafen Daniellowich verdächtig zu machen. Und in der That schien seine List von dem gewünschten Erfolge begleitet zu werden; Leonide erschrak heftig, als der Graf einst die Bemerkung hinwarf, daß jener junge Mann einem Volke angehöre, welches durch die starrste Anhänglichkeit

an den römischen Stuhl ausgezeichnet sei; sie zog sich zur fast laut hervorbrechenden Freude ihres Gemahls bei der nächsten Begegnung des jungen Fremden mit sichtbarer Scheu von ihm zurück; aber noch an demselben Tage erfuhr sie zufällig, daß der Rittmeister nicht der katholischen, sondern der griechischen Kirche zugethan sei. Freudig berichtigte sie nach ihrer Zuhausekunft ihren Gemahl über seinen Irrthum und weckte die Flamme der Eifersucht desselben so gewaltig, daß sie undämpfbar hervorbrach und der erschreckenden jungen Frau gleich einem furchterregenden Meteor erschien. Der Graf hatte die Kraft verloren, sich selbst zu beherrschen; er hatte vergessen, daß seine leidenschaftliche Erregung in besonnenern Augenblicken ihm selbst lächerlich erschienen war; er erwog nicht, daß die Bloßgebung derselben die Achtung schmälern könne, auf welche er die Liebe seiner Gemahlin begründet zu haben sich bewußt war. Rücksichtslos sprach er den Argwohn aus, welcher Leoniden um so tiefer verletzen mußte, je weniger sie sich selbst das Zeugniß versagen konnte, nur dem von ihrem Gatten selbst geweckten Hange nach harm-

losen Vergnügungen, aber keiner unedeln Neigung sich hingegeben zu haben. Ohne ein Wort der Erwiderung, ja selbst ohne eine Thräne, aber mit fest und immer fester sich verschließendem Herzen hörte sie die Vorwürfe an, mit welchen der Graf sie bestürmte, und als er, durch ihr Schweigen zu noch ungemessenern Ergüssen seines empörten Gefühls hingerissen, ihr ankündigte, daß er beschlossen habe, seine Ehre um jeden Preis sicherzustellen; als er ihr befahl, sich zur Abreise auf morgen mit dem frühesten fertig zu halten, und dennoch keine weitere Regung als ein leises Zucken in ihrem Gesichte bemerkte, da bemeisterte sich ein Gemisch von Zorn und Schmerz seiner Besonnenheit völlig. „Geliebt hast Du mich nie!" rief er glühend, „und ein Thor war ich, an Deine Liebe zu glauben, für deren Dasein ich keine einzige Bürgschaft besaß. Der erste und sprechendste Zeuge der Liebe ist das Vertrauen — wann hast Du mir vertraut? — Auf Deiner Vergangenheit ruht ein undurchdringlicher Schleier; meine Liebe für Dich hat Dein Geheimniß geehrt; von der Deinigen hab' ich die Enthüllung der Räth-

sel erwarten wollen, die ich zu fodern berechtigt war, als ich meine Hand in die Deinige legte. Du hast die Zartheit nicht erkannt oder nicht beachtet, mit welcher ich die Lösung Deiner Räthsel lediglich Deiner Liebe verdanken wollte. Wohlan, so bediene ich mich denn des Rechts, welches das Gesetz mir darbietet, und frage Dich: was ist's, das Du mir verheimlicht hast? Fürchte nicht, mich niederzuschmettern durch Dein Geständniß; ich bin, seit ich Gelegenheit gehabt habe, Dich genauer zu beobachten, auf die Entdeckung meiner Entwürdigung gefaßt. Sprich also!"

Da hob die Gräfin, welche bisher ohne aufzuaufzublicken vor sich niedergestarrt hatte, ihr Haupt mit dem Ausdrucke eines unbeschreiblichen Stolzes empor und sprach: „Saint Hilaire, bis zu diesem Augenblicke hab' ich den Engel in Dir angebetet, jetzt bist Du mir zum Menschen geworden. Ich beklage Dich und mich! Liegt Dir aber etwas an der Erhaltung Deines Kindes, so höre auf mich langsam zu tödten. Erfahre, was ich zum Angebinde für Dich an Deinem Geburtstage bestimmt hatte, die Nachricht, daß ich Mutter bin."

Sie wandte sich langsam um und verließ mit Hoheit in ihren Bewegungen das Zimmer.

Versteinert haftete das Auge des Grafen auf der hinter der Verschwundenen zugedrückten Thüre. Wie bis zu diesem Moment der Ungestüm seiner Leidenschaft ihn der Besinnung beraubt hatte, so drückte jetzt der Schrecken sein Denkvermögen nieder. „Mutter? Mutter?“ lallte er wie ein Trunkener vor sich hin, und dieses Zauberwort schwang plötzlich seine Seele aus der Tiefe ihrer Gramversunkenheit zu einer fast schwindelnden Höhe unaussprechlicher Seligkeiten empor. „Leonide ist Mutter!“ jubelte er, und vergessend, wie sie sich von ihm entfernt hatte, stürmte er ihr nach. Aber die Thüre, welche zu ihren Gemächern führte, war verriegelt. Vergebens bat er um deren Oeffnung; Leonide hörte ihn nicht, oder wollte ihn nicht hören. Nach langem fruchtlosen Harren und Bitten mußte er sich endlich entschließen, im bittersten Zorn gegen sich selber, nach seinem Zimmer zurückzukehren.

Drei Viertel der Nacht verseufzte der Graf unter Entwürfen, Leoniden, die jetzt doppelt geliebte Gat-

tin, die beleidigte, von seiner blinden, unverzeihlichen Eifersucht gekränkte Mutter seines Kindes, zu versöhnen. Als er erwachte, meldete ihm sein Kammerdiener, die Frau Gräfin sei zu der befohlenen Abreise bereit. In eiliger Hast kleidete sich der Graf an, flog hinüber zu Leoniden und fand sie reisefertig; reuig faßte er ihre Hand, umschlang sie zärtlich und bat sie, seiner gestrigen Unart nicht mehr eingedenk zu sein. „Muß ich denn, um Deine Verzeihung zu erhalten, Dir gestehen, meine Leonide, daß ich berauscht war, als ich mich vermaß Dich zu beleidigen?" flehte er mit gesenktem Blicke. „O, wende Dich nicht ab von mir," setzte er hinzu, als sie, von einem Schauer ergriffen, sich seitwärts kehrte. „Als ich Dich, meine Leonide, so freundlich, so mild, ja, wie es mir schien in meiner Verblendung, so gern auf die Schmeichelworte des verführerischen Ausländers hören und antworten sah, da faßte mich ein noch nie gekannter Dämon an. Um mich zu betäuben, trank ich ein Glas nach dem andern; ich wollte meiner Thorheit entfliehen und entfloh meinem guten Engel! O, vergiß was ich gesprochen habe in mei-

nem Wahnsinn, in meinem doppelten Rausche! Ich weiß es ja, daß Du mich liebst!"

Fast unmerklich schüttelte Leonide das gesenkte Haupt, drückte dann, wie plötzlich von einem quälenden Gedanken ergriffen, die Hände auf ihr bleiches Gesicht und rief: „Ha, wie vermocht' ich auch den Gedanken an ein Glück festzuhalten! Wie kann die Meineidige ein Glück auf Erden und im Himmel hoffen!"

Ehe der erschütterte Graf sich zu ermannen und zu reden vermochte, hatten Leonidens Züge ihr kaltes ernstes Gepräge wieder angenommen. „Du hast mir gestern geboten, Saint Hilaire, mich reisefertig zu halten," sprach sie ruhig; „ich erwarte Deine fernern Befehle."

Glühende Thränen stürzten aus den Augen des Grafen. Er bedeckte Leonidens Hände mit Küssen und beschwor sie, des Aufbrausens seiner Leidenschaft, seines gestrigen bewußtlosen Zustandes nicht mehr zu gedenken. „Willst Du reisen, so befiehl," rief er; „willst Du hier verweilen, so gebiete! O Gott, was könnt' ich gegen Deinen Wunsch wollen?"

„Nun, so bleib' es denn bei Deiner Verfügung," sprach die Gräfin; „Du bist ja nur meinetwillen hier, und meine Brunnenkur hat der Arzt, wie Du weißt, schon seit einigen Tagen für beendet erklärt. — Wohin wirst Du reisen? etwa wieder zurück nach Chateaugris?"

„Dahin nur dann, wenn wir müssen, um die Erbrechte unsers Kindes auf die Herrschaft Chateaugris zu sichern," erwiderte der Graf. „Es ist nämlich Gesetz, daß der Erbe dieser Lehnsherrschaft ein geborener Franzose sei. Deshalb ist es also nothwendig, daß wir einige Zeit vor Deiner bevorstehenden Entbindung nach Frankreich zurückkehren; doch wollen wir die uns bis dahin noch übrige Zeit ganz nach Deinen frühern Wünschen anwenden. — Nicht wahr, meine Leonide, Du willst den Winter in Dresden zubringen?"

Die Gräfin verneigte sich schweigend.

„Nun, meine Theuere, Geliebte," fuhr der Graf fort, „und was unsere Abreise betrifft, so dächt' ich, wir verschöben sie noch einen Tag; es ist doch nöthig, Abschied von wohlwollenden Bekannten zu neh-

men? Ist es Dir gefällig, so fahren wir heute gegen Mittag vor bei ihnen."

„Du sollst mich fertig finden," erwiderte die Gräfin, sich wie vorhin etwas verneigend.

Der Graf schloß sie noch einmal in den Arm; sie duldete die Ergüsse seiner Zärtlichkeit, ohne sie zu erwidern. Er verließ sie endlich, ermuthigt von seiner Hoffnung, durch Vermeidung jeder Aufwallung die gestrige Scene allmälig aus ihrer Erinnerung zu tilgen, und fand sie um die bestimmte Zeit zur Ablegung der Abschiedsbesuche gekleidet. Ueberall bedauerte man die Trennung von dem liebenswürdigen Paare und wünschte der Gräfin einen glücklichen Erfolg der Kur, welche, nach ihrer heutigen Blässe zu schließen, bis jetzt noch wirkungslos gewesen war.

Den Grafen Daniellowich sah weder der Graf noch die Gräfin wieder, und am folgenden Morgen schmetterte das fröhliche Posthorn vor der Thür ihrer Wohnung, die Stunde der Abfahrt verkündend.

Sechstes Capitel.

Wähnt das Herz noch nicht gesund,
Wenn's nicht blutet, hart getroffen;
Es ist oft im Innern wund
Und die Narbe doch nicht offen.

Trefft es nicht mit Blick und Wort,
Wie sein Mal auch sich verkleinert;
Wenn's nicht blutet — es verdorrt —
Es vertrocknet — es versteinert.

• — •

Der Graf verdoppelte während der Reise seine Aufmerksamkeiten für Leoniden, welche jede Aeußerung derselben nicht unfreundlich, aber mit dem kalten ruhigen Gleichmuth starrer Unempfindlichkeit aufnahm; ihre Blässe nahm zu, und mit Schrecken bemerkte der Graf, daß von Zeit zu Zeit, besonders während seiner Bestrebungen, sie durch zärtliche Vorsorglichkeit zu gewinnen, ein verzerrendes Muskelzucken ihr

Gesicht überfliege. Kaum in Dresden angekommen, war es seine erste Sorge, einen Arzt von hohem Ruf über den Zustand der Gräfin zu Rathe zu ziehen. Der Arzt prüfte denselben und beruhigte den bekümmerten Gatten durch die bestimmte Versicherung, daß diese krankhafte Erscheinung nur Folge der gegenwärtigen Umstände seiner Gemahlin sei, und daß ihre Entbindung unbedingt die Verstimmung ihrer Seele wieder heilen werde.

Der Graf versäumte nichts, was zur Erheiterung der geliebten Patientin beitragen konnte, obgleich es schwer war, ihren Wünschen zu begegnen, indem sie nie ein Verlangen äußerte, sich aber mit einer ihn unsäglich peinigenden Art von Unterwürfigkeit in jeden seiner Vorschläge fügte. Er kannte Leonidens Leidenschaftlichkeit für Gegenstände der Kunst und hatte kaum in Erfahrung gebracht, daß die Erben eines kürzlich verstorbenen Kunstfreundes dessen reiche Gemäldesammlung zum Verkauf und deshalb zur Schau gestellt hatten, als er sich auch schon entschloß, seine Gemahlin zu der Ausstellung zu führen und sie zu bitten, einige Gemälde nach ihrem

Geschmacke auszuwählen. Leonide fügte sich mit ihrer gewöhnten Bereitwilligkeit, doch ohne ein Zeichen ihrer Theilnahme zu geben, in den Wunsch ihres Gemahls, und Beide traten den Weg nach der Altstadt an.

Bald überzeugte sich der Graf, daß der Ruf den Werth dieser Gemäldesammlung bei weitem überschätzt habe; von wahrhaft großen Meistern befand sich kein Stück in derselben, und auch Leonide ging flüchtig an den bunten Wänden vorüber. Auf einmal blieb sie stehen; der Graf fühlte sie an seinem Arme beben, folgte mit seinem Auge dem ihrigen, welches fest an einem großen, ziemlich gelungenen Bilde hing, und schrak heftig zusammen, als sie mit krampfartig gepreßter Stimme rief: „Jesus, das ist mein Vater!“

„Wo?“ fragte der Graf; aber sie antwortete nicht, sondern schritt, gewaltsam sich bezwingend, vorüber und blieb vor einem andern Bilde stehen, während ihr Gemahl unter den mannichfaltigen Figuren, welche der Künstler recht geschickt auf jenem Gemälde gruppirt hatte, vergebens eine Gestalt suchte, die an

seinen verstorbenen Schwiegervater zu erinnern vermochte; er fand in keiner derselben eine Spur von Aehnlichkeit mit jenem Todten. Indeß war das Bild ihm interessant geworden, er schlug dessen Nummer im Katalog auf und fand, daß es die Bilderstürmerei in der Kathedrale von Gröningen vorstelle. Gewohnt, jede Gelegenheit zu benutzen, sich Leoniden freundlich zu nähern, rief er sie auch jetzt wieder zurück, um sie mit dem historischen Interesse bekannt zu machen, welches dieses Stück vor allen andern auszeichnete. Schweigend, doch nicht ohne sichtbaren Antheil hörte Leonide ihm zu, während sie mit ununterbrochenem leisen Zittern das Bild betrachtete. War sie auch gleich gezwungen, die einzelnen Figuren verzeichnet zu nennen, so blieb dennoch das Ganze eine anziehende Darstellung und gewann hauptsächlich durch die recht gewandte Vertheilung von Licht und Schatten. Im Hintergrunde tummelte sich im bunten Gewühl ein Volkshaufen, welcher die an Schnitzwerken reiche Orgel zerstörte; zur rechten Hand zertrümmerte eine andere Gruppe ein Heiligenbild; links stand ein Beichtstuhl noch unversehrt, und ganz

in der Mitte des Vordergrundes war eine einzelne Gestalt beschäftigt, das bemalte Täfelwerk aus einem Altare loszubrechen.

„Du wurdest vorhin durch den Anblick dieses Bildes an Deinen Vater erinnert, liebe Leonide," hob der Graf an, indem sie noch immer im Hinstarren auf das Bild verloren dastand; „ich begreife nicht, wie Du in den Zügen einer dieser Gestalten Aehnlichkeit mit ihm hast finden können."

Leonide antwortete nicht; ihr Gemahl fühlte aber ihre Hand in der seinigen zucken und führte sie, das begonnene Gespräch abbrechend, weiter.

Bald waren Beide am Ziele ihrer Schau; Leonide stimmte ihrem Gemahl bei, als er ihr seine Meinung mittheilte, daß keines dieser Gemälde ein eigentliches Kunstwerk und des Ankaufs würdig sei, und verließ an seiner Hand die Galerie.

Einige Tage später wandte sich in einer Gesellschaft, an welcher der Graf mit seiner Gemahlin Theil nahm, das Gespräch auf die herrliche Musik, welche der Feierlichkeit des Gottesdienstes in der katholischen Kirche schon damals einen weitverbreiteten

Ruf verliehen hatte und neben der Gemäldegalerie und dem grünen Gewölbe zu Dresdens Merkwürdigkeiten gezählt wurde. Angezogen von diesem Gegenstande des Gesprächs, hörte Leonide demselben mit einer Theilnahme zu, welche ihren Kunstsinn verrieth; aber je sprechender sie diesen an den Tag gelegt hatte, je lauter äußerte sich das allgemeine Erstaunen, als man erfuhr, daß sie bereits zwei Monate in Dresden sei, ohne diese Musik gehört haben. Die Blicke der ganzen Gesellschaft klagten deutlich den Grafen an, dessen Mangel an Sinn für das Schöne augenscheinlich seine Gemahlin des köstlichsten Genusses beraubt haben müsse, und verlegen um eine Ausflucht erklärte der Graf endlich, daß Leonidens überzarte Nervenstimmung ihm verbiete, sie einer solchen Erschütterung auszusetzen. Die Gräfin widersprach ihm nicht.

Sinnend saß Leonide, in die Einsamkeit ihres Zimmers zurückgekehrt, neben ihrem Gemahl, als dieser, sich des Gesprächs entsinnend, welches ihn in der heutigen Gesellschaft zum Gegenstande des allgemeinen Vorwurfs gemacht hatte, seine Verwunderung

äußerte, daß seine Gemahlin heute ohne Zeichen der Furcht, ja sogar mit einem gewissen Antheil von der gottesdienstlichen Feier in einer katholischen Kirche gesprochen habe.

„Ich fürchte nichts mehr!“ antwortete Leonide, ohne irgend einen Ausdruck weder in ihre Stimme noch in ihre Miene zu legen; aber grade diese Tonlosigkeit war es, welche die Seele des Grafen mit entsetzlicher Gewalt ergriff. Er bezwang sich indeß und sprach so leicht hingeworfen, als er es vermochte.

„So würdest Du also gern diese Musik hören?“

„Wenn Du es befiehlst, so werde ich Dich begleiten,“ antwortete die Gräfin mit ihrem gewohnten Gleichmuth. — Der Graf nahm, niedergedrückt von der Schmerzlichkeit seines Gefühls, ein Buch vom Tische und schien zu lesen, während unter den Thränen, in welchen seine Augen schwammen, die Buchstaben ihm zu unerkennbaren Hieroglyphen zusammenflossen.

Der Sonntag kam; auf eine leise Erinnerung ihres Gemahls kleidete Leonide sich früher als gewöhnlich an und begleitete ihn in die katholische Kirche.

Wie von einem elektrischen Schlage getroffen, schauerte die Gräfin zusammen, als sie, dem Hochaltare gegenüber, die Schwelle des Tempels betrat. Der Graf suchte vergebens einen Sitz für sie; alle öffentlichen Stühle waren besetzt, und das hinter ihnen wogende Gedränge schob die beiden Fremden vorwärts. Ohne Wahl des Platzes führte der Graf seine schwankende Gemahlin in den Raum zur rechten Hand der Bankreihen und hielt, um sie zu unterstützen, ihren Arm fest umschlungen.

Jetzt begann der Wohllaut der Töne von der Höhe des Chors im Rücken der Versammlung herabzuwogen. Eine neue Welt ging Leonidens entzückten Sinnen auf; von nie empfundener Begeisterung emporgeschwungen über ihr irdisches Sorgen und Sehnen, vergaß sie das Beben ihrer Knie und umklammerte, ihrer unbewußt, den Arm des Grafen, während ihr Haupt an seiner Schulter einen Ruhepunkt suchte. So stand sie, in Verzückung verloren, da, und mit dem freudigen Gefühl eines Seligen blickte ihr Gemahl, den eine solche Innigkeit ihrer Annäherung seit langer Zeit nicht beglückt hatte, nieder zu ihr.

In diesem Augenblicke fuhr zwischen den Häuptern des vereinigten Gattenpaars ein ungeheuerer metallener Stockknopf hinterrücks mitten durch und ließ sich zur unsanften Berührung auf Leonidens Schulter nieder.

„Jesus!“ schrie die Gräfin auf und sank, von Krampfe gefaßt, in die Knie. Erschrocken fing ihr Gemahl, unterstützt von einem neben ihr stehenden Unbekannten, sie auf.

„Liebeleien gehören hier nicht her,“ murmelte, zwar flüsternd, aber dennoch sehr vernehmbar, eine brummende Stimme hinter dem Grafen. Er sah sich um und erblickte einen langen hagern Mann, vom Kopf bis zum Fuße in citronengelbe Livrée gekleidet, die Hand mit einem fast drei Ellen langen spanischen Rohr bewehrt.

„Die Frauenzimmer gehören auf die andere Seite!“ brummte der citronengelbe Diener der Kirchenpolizei mit drohender Miene.

„Es ist meine Frau, und sie ist krank,“ antwortete der Graf leise.

„So mag sie sich setzen!" antwortete der Kirchendiener.

„Es ist nirgends ein Platz leer," erwiderte der Graf.

„So mag sie zu Hause gehen, wenn sie keinen Sitz mehr findet," gab jener mit ungeduldigerm Tone zur Antwort. „Fort muß sie von hier und das auf der Stelle. Machen Sie Anstalt."

„Mein Herr," sprach der Fremde, ein bejahrter Mann, welcher Leoniden während des kurzen Gesprächs unterstützt hatte, das der Graf mit dem Kirchendiener zu führen gezwungen war, „Sie scheinen unbekannt mit den hiesigen, einen Fremden freilich sehr häufig verletzenden Einrichtungen zu sein, welche den Zweck haben, die Andacht der wenigen Katholiken dieser Stadt vor Störungen Seitens der eigentlichen Zuschauer dieser Feierlichkeit sicherzustellen. Ich selbst bin als Protestant ein solcher und, ich gestehe es Ihnen, zu empört von der Behandlung, welche diese Dame eben erfahren hat, um heute noch einen Genuß hier finden zu können. Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen beistehe, Ihre erschütterte Gemahlin herauszubegleiten."

Dankbar nahm der Graf das Erbieten des Fremden an, welcher mit menschenfreundlicher Vorsorglichkeit einen Miethswagen besorgte und zum Beistand des Grafen ihn nebst Leoniden nach dessen Wohnung begleitete.

Die Gräfin kam heftig erkrankt hier an; der Arzt, welchen der Unbekannte als seinen Hausarzt und einen sehr erfahrenen Mann empfahl und berief, fürchtete die Zerstörung der Hoffnung der jungen Mutter; endlich gelang es ihm jedoch, seine Besorgniß für gehoben erklären zu können. Leonide genaß.

Der menschenfreundliche Fremde, welcher sich Leoniden am Tage ihrer Gefahr so hülfreich erwiesen hatte, fuhr im Laufe ihrer Krankheit fort, vereint mit seiner Gattin, einer ehrwürdigen Matrone, dem ausheimischen Paare fortdauernd Beweise inniger Theilnahme zu geben. Er war ein in der Gegend von Meißen begüterter Edelmann und Uechtleben sein Name. Der Umgang mit dieser Familie, welche außer den beiden alten Leuten nur aus zwei kleinen Enkeln und deren Erzieherin, einer jungen liebenswürdigen Schweizerin, bestand, war von jetzt an der

einzige, auf welchen sich Leonide und folglich auch ihr Gemahl beschränkte. Jene fühlte sich hauptsächlich von der jungen Gouvernante angezogen, während der Graf sich lebhaft für die beiden, früh älternlos gewordenen Enkel seines Freundes, zwei vielversprechende Knaben von drei und vier Jahren, interessirte. Wie jungen Männern, welche zum ersten Mal durch Vaterhoffnungen beglückt sind, häufig die Erziehung der neuen Weltbürger den Lieblingsstoff zu ihren Unterhaltungen zu liefern pflegt, so war auch der Graf in keinem Gespräche eifriger, als wenn er seine Grundsätze über Kindererziehung geltend machen oder die vorgefaßten auch wol berichtigen konnte.

„Ich kann über diesen Punkt nicht mitreden," erwiderte Herr von Uechtleben, als der Graf ihn einst in ein Gespräch über diesen Gegenstand zu verwickeln strebte. „Als mein einziger Sohn der Erziehung bedurfte, da focht ich im siebenjährigen Kriege wider die Preußen, und meiner Frau fiel das schwere Werk allein zur Last. Jetzt bin ich zu alt, das versäumte Studium zu beginnen; aber ich kann Ihnen Jemand

empfehlen, der über diesen Gegenstand wenigstens sehr gut spricht; es ist der Verlobte der Erzieherin meiner Enkel, ein junger Unterlehrer an einer der hiesigen höhern Schulen, welchem ich, sobald er sich seiner Absicht gemäß ansässig gemacht haben wird, mit Freuden die beiden Knaben übergeben würde, wenn meine gute Frau sich in seine Ansichten zu finden vermöchte. Er verlangt nämlich, daß die jungen Leute, ohne eine Ahnung von ihrem Geburtsrange zu haben und nur durch ihren Vornamen von einander unterschieden, ganz naturgemäß erzogen werden; er fodert, daß die Väter und Mütter der Kleinen, deren Bildung er übernimmt, ihre Kinder nur besuchsweise und nur unter seiner Aufsicht sehen, ihnen nur solche Geschenke, welche er gebilligt hat, verabreichen und weder durch Worte noch durch den Glanz ihrer Kleidung und die Zahl ihres Gefolges den Kindern ihren Rang und ihren Reichthum verrathen. Ja, wär' es thunlich, so würde er nur Waisen in seine Obhut nehmen, um gewiß zu sein, daß die zärtliche Schwäche der Aeltern der guten Wirkung seiner Bemühungen nicht entgegenarbeite."

Der Graf war neugierig, diesen originellen Pädagogen kennen zu lernen. Herr von Uechtleben ließ ihn einladen, aber Herr Ulrich, so hieß dieser Erziehungskundige, war durch eine leichte äußerliche Krankheit auszugehen verhindert und blieb es die beiden Monate hindurch, welche der Graf noch in Dresden zubrachte. Im Laufe dieser Zeit hatte das Uechtleben'sche Ehepaar mehr als einmal Gelegenheit die Spannung wahrzunehmen, welche die junge liebenswürdige Gräfin so sichtbar von ihrem Gemahl schied, und die theilnehmende Matrone, Leoniden mütterlich zugeneigt, machte einst, nachdem sie kurz zuvor den Schmerz des Grafen in seinem Auge schwimmen gesehen hatte, die Rechte der Erfahrung, des Alters und ihrer Freundschaft für Leoniden geltend, um sie auf die Schwere solcher von ihr erpreßten Thränen aufmerksam zu machen.

Leonidens Puls schlug, die Matrone erschreckend in der Hand, welche diese liebevoll gefaßt hatte. „Ich weiß es," erwiderte nach einer Pause die Unglückliche, „solche Thränen fallen schwer und heiß auf das Gewissen; aber ich bin ihrer gewohnt; ich

habe gewichtigere Thränen fallen sehen und — erpreßt. Es ist nicht meine Bestimmung, zu beglücken."

„Ja, das ist ihre Bestimmung!" rief Frau von Uechtleben mit schönem Eifer; „und leicht muß es Ihnen werden, diese Bestimmung zu erfüllen. Ihr Gemahl liebt Sie unaussprechlich; ein freundliches Entgegenkommen, ein vertrauendes Erwidern seiner —"

„Vertrauen?" fiel ihr Leonide ins Wort; „Vertrauen? Ich bin seit meinen frühsten Kinderjahren entwöhnt, mein Herz einem Herzen aufzuschließen. Drei Menschen hat es auf Erden gegeben, deren Blicke meine Seele zu öffnen verstanden: der eine war Saint Hilaire, der zweite — Sie!" Mit diesen Worten sank Leonide, in Thränen ausbrechend, auf die Hand der Matrone nieder, welche, vor tiefer Bewegung unfähig zu reden, das jammerreiche junge Weib in ihren Armen emporrichtete.

„Ich danke Ihnen für Ihr Mitleid," sprach Leonide mit schwach wieder befestigtem Tone. „Wenn das Unglück des Mitleids würdig macht, so haben Sie das Ihrige an keine Unwürdige verschwendet.

Mein Leiden, mein Zweifel an menschlicher Liebe, meine Furcht vor menschlichem Hasse sind so alt als meine Erinnerung. Kinderseelen sollte man früh üben, sich faltenlos und klar dem Auge darzustellen; meine frühste Uebung war aber die Kunst der Täuschung, und wenn andern Menschen, auch den Verdorbensten, der Rückblick auf ihre Jugend dem Blicke in das Paradies vergleichbar dünkt — ich kenne ein solches Paradies nicht! Einer Wüste gleich liegt mein Leben hinter mir; einer Wüste, deren Freuden ein mühsam aufgefundener und verstohlen genossener Wassertropfen und das schauerliche Entzücken waren, vom glühenden Hauche des Sirocco nicht verstäubt worden zu sein. Und wie meine Erinnerungen, so bieten auch meine Hoffnungen mir nichts, denn ich glaube an Vergeltung nach dem Tode! Wär' ich so glücklich, Vernichtung glauben zu können, ewigen traumlosen Schlaf im Grabe, ich würde mit Wollust dem Augenblicke entgegensehen, in welchem ich der Erde entfliehen werde, indem ich meinem Kinde sein trauriges Dasein gebe. — Ich habe beschlossen, die wenigen Monate, welche ich noch übrig habe, mich

für Sie, ehrwürdige Frau, zu beschäftigen. Wie ich Ihnen vertraue, das soll mein Vermächtniß Ihnen beweisen; Sie sollen nach meinem Tode einen Blick in mein Leben werfen dürfen!"

„Getrost, liebes liebes Kind," sprach die Matrone unter Thränen, „der gefürchtete Augenblick wird glücklich vorübergehen. Sie werden Ihrem Kinde das Leben geben, ohne das Ihrige zu verlieren."

„Wähnen Sie, daß es dieses Trostes bedürfe?" fragte die Gräfin. „Ich fürchte den Tod nicht; ich ersehne ihn aber auch nicht. Das Grab in der Erde ist mir ebenso gleichgültig, als es die Grabesluft über der Erde mir ist. Ein Dasein, reich an Leid, endet; ein zweites, den erstern gleiches beginnt, muß beginnen, oder Ursachen hören auf Wirkungen zu erzeugen. Es gab eine Zeit, da ich mich dem Wahne überließ, ich könne glücklich werden hier und droben! Saint Hilarie war es, der mich diesen Wahn festhalten lehrte — und Saint Hilaire war's, der mich ihm entrissen hat."

Die Wehmuth der alten Frau von Uechtleben war nicht tief genug, um all' ihre Gefühlskräfte zu

beschäftigen. Leonide hatte vorhin von einem Dritten geredet, der ihr Vertrauen besessen, und neben dem Mitleid der alten Dame fing an etwas Neugier sich zu regen. Sie forschte behutsam nach jenem Dritten. Mit einem prüfenden, fast mistrauischen Blick starrte die Gräfin ihrer mütterlichen Freundin ins Gesicht, stand dann schweigend auf, bemerkte, daß es schon spät sei, empfahl sich, und Frau von Uechtleben hatte die Gelegenheit, vermittelnd zwischen beide Gatten zu treten, auf immer verloren.

Kurze Zeit darauf erlaubten Jahreszeit und Landstraßen dem jungen Paare die dringend nothwendig gewordene Rückreise nach Frankreich anzutreten, denn die Zeit der Entbindung der jungen Gräfin war nicht mehr fern.

Siebentes Capitel.

Tiefere Bedeutung
Liegt in dem Märchen meiner Kinderjahre
Als in der Wahrheit, die das Leben lehrt.
Schiller.

Weniger hoffnungslos als seine liebenswürdige Gemahlin trat der Graf an ihrer Seite seinen Rückweg an nach Frankreich; ihn hatte die Versicherung des Arztes, daß Leonidens, ihn und sie selbst marternde Stimmung nur Folge ihres gegenwärtigen Zustandes sei und sich spurlos verlieren werde, sobald sie den Moment der Entbindung überstanden habe, mit der zuversichtlichen Hoffnung auf die Wiederkehr seines entschwundenen Eheglücks erfüllt, und sein Blick in die schönere Zukunft glitt leicht und froh über die scharfen Ecken der Gegenwart hinweg.

Die Jahreszeit war noch nicht weit genug vorgeschritten, um die Gebirgswege der Schweiz fahrbar gemacht zu haben; die Reisenden waren daher veranlaßt, ihren Weg durch die zauberischen Gegenden des Oberrheins, des Elsaß und der Franche Comté zu nehmen. Täglich von Neuem suchte der Graf ein Zeichen des Entzückens über den Anblick dieser mit unaussprechlichem Reiz geschmückten Fluren in in dem Antlitz seiner Gemahlin; aber gleich dem Auge eines Cretins hing das ihrige fühllos an dem Schmuck der verjüngten Erde.

Endlich breitete das Drômethal, wunderbar ebenso richtig mit dem rührenden Reiz eines engelschönen schlafenden Kindes als mit der schauerlichen Majestät eines ehrfurchtgebietenden, im Königsschmucke prangenden Greises vergleichbar, zu den Füßen des heimkehrenden Paares, gleichsam ihm huldigend, sich aus. Des Grafen Auge funkelte freudig, sein Gesicht glühte, und sein hüpfendes Blut begrüßte immer entzückter die geliebte Wiege des Lebens. Einen schmerzlichen Seufzer in seiner Geburt erstickend, sah Leonide verstohlen zu ihrem Gemahl hinüber, und in

ihrem Blick war die beinah verwunderungsvolle Frage zu lesen: „Also Du bist der Freuden noch fähig?"

Und als hätte er diese stumme Frage ihrer gedrückten Seele vernommen; als hätte ein feindseliger Dämon ihr den geheimen Gedanken abgelauscht und beeile sich nun, den Quell ihrer stillen Verwurfs, die Freude des Grafen über den Wiederanblick seines Jugendlandes, zu zerstören, so sah Leonide plötzlich die freudige Glut von dem Gesichte ihres Gemahls verschwinden und die Heiterkeit seiner Züge sich in tiefen sorgenvollen Ernst umwandeln. Diese plötzliche Umgestaltung ergriff die Beobachterin so heftig, daß sie, unwillkürlich der Trübe ihrer eignen Misstimmung entrissen, sich der Mitempfindung eines Schmerzes außer ihr hinneigte und mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit ausrief: „Saint Hilaire, Du verbleichst; was geht mit Dir vor?"

Langsam wandte der Graf sich seiner Gattin zu und erwiderte: „Die Ahnung eines Unglücks bewegt mich. Ich will Dir gestehen, daß ich nicht frei von einem gewissen Aberglauben bin, der, so lange mein Geschlecht blüht, von Vater auf Sohn herabgeerbt

hat. Sieh, dort fehlt die Drômebrücke; kaum ragen die steinernen Trümmer ihrer Bogen noch über die Wasserfläche hinaus. Von dieser Brücke trägt mein Geschlecht den Namen Pontgris; diese Brücke führen wir in unserm Wappen, und seltsam ist's in unsern Familienchroniken zu lesen, daß der Verfall dieser Brücke, je nachdem der Schaden bedeutender oder geringer war, immer der Vorbote eines größern oder kleinern Unglücks gewesen ist. Aus diesen Wahrnehmungen hat sich nach und nach die Sage zusammengetragen, daß die gänzliche Zerstörung dieser Brücke das größte Unglück unsers Geschlechtes, seinen Untergang, verkünden werde. Mein Vater, um so erfüllter von dieser Besorgniß, als ich der Einzige war, auf dessen Leben die Erhaltung unsers Stammes beruhte, ließ etwa zehn Jahre vor seinem Tode das Mauerwerk dieser Brücke durch einen berühmten Wasserbaumeister prüfen, die vorgefundenen unbedeutenden Schäden ausbessern und weidete sich an der mit zuversichtlicher Bestimmtheit ihm ertheilten Versicherung, daß das Gemäuer dieses Werks unverwüstlich sei."

„Es ist doch befremdend," hob die Gräfin nach einer Pause an, „daß Dein Vater seiner Besorgniß, Euer Geschlecht könne erlöschen, nicht durch Deine frühere Vermählung vorgebeugt hat."

„Wohl dachte er daran," erwiderte der Graf; „aber meine Verheirathung war kein leichtes Werk. Den Bedingungen, welche mein Vater machte, entsprachen wenig Mädchen. Seine Schwiegertochter sollte Calvinistin, von uraltem französischen Adel und meinen Jahren angemessen sein. Nach einer solchen sah er sich in der Gegend von Chateaugris vergebens um. Es war ihm aber bekannt geworden, daß ein Seitenzweig unsers Hauses, welcher unter den Namen: Saint Hilaire de Bras de Ferre, bei Rochelle ansässig ist, einige noch nicht völlig erwachsene Töchter habe; auf diese verwies mich mein guter Vater. Ich mußte ihm auf seinem Sterbebette versprechen, diese Stammtöchter des Zweiges Saint Hilaire de Bras de Ferre wenigstens zu sehen, bevor ich mich zu einer andern Wahl entschlösse. Da sah ich Dich! Du weißt, wie meine Liebe und Deines Vaters

schnell nahender Tod sich vereinigten, mich mein Versprechen vergessen zu lassen."

Düster sah Leonide vor sich nieder; da riß ein laut donnernder Jubel, von rauschender Musik und Kanonenschlägen begleitet, ihre Augenlider plötzlich wieder auf. Dieses Mal war das gute Volk von Chateaugris von der bevorstehenden Ankunft seines geliebten Herrn und dessen schöner Gemahlin unterrichtet gewesen und hatte sich die Freude nicht versagen wollen, den im vorigen Jahre versäumten feierlichen Empfang der Herrschaft jetzt mit verdoppelten Kräften nachzuholen.

Gerührt sprang der Graf aus dem Wagen und eilte nach den ersten Erwiderungen seiner Bewillkommnung den Ruinen der grauen Brücke zu.

„In wenigen Wochen zerstörten sie die überschwellenden Wogen," sprach einer der Beamten. „Die Rhone hat noch weit bedeutenderes Unheil angerichtet, und alle Gebirgsflüsse sind ausgetreten, wie man hört. Der Schnee soll namentlich auf den piemontesischen Bergen ungewöhnlich schnell geschmolzen sein."

„Was seh' ich?“ rief der Graf, freudig überrascht; „da steht ja noch ein Bogen meiner Brücke.“

„Ja, allerdings!“ rief ein alter Mann, aus der Menge hervortretend; „noch ist die alte graue Brücke nicht ganz zertrümmert! Ein Pfeiler hat den Wogen getrotzt! Ein Pfeiler steht noch, und den Pfeiler wird Gott erhalten, und einer nach dem andern wird sich wieder erheben! Hoch lebe und ewig stehe der einzige Pfeiler von Pontgris!“

Mützen und Hüte flogen in die Höhe, und tausend Tücher flatterten lustig in der Luft, während das fröhliche Volk seinem alten Wortführer den Jubelruf nachjauchzte.

Das erste Geschäft des Grafen war, den in den letzten Monaten minder lebhaft als im Anfange unterhaltenen Briefwechsel mit Legrange wieder zu beleben und ihn einzuladen, den im Laufe der nächsten vier Wochen erwarteten neuen Pfeiler der alten Pontgris durch die Taufe zu weihen. Dann untersuchte der Graf die Führung seines Haushaltes und fand denselben so trefflich geordnet und durch außerordentliche Einnahmen so bedeutende Summen in der

Casse gesammelt, daß er sich in den Stand gesetzt sah, sich vollends von dem Reste der Schulden zu befreien, welche sein Vater ihm zu bezahlen hinterlassen hatte, und seinen für das zweite Reisejahr bestimmten Geldvorrath noch außerdem ziemlich ansehnlich zu vermehren. All seine Hoffnungen blühten freudig und jugendkräftig wieder auf. Welch eine Fülle von Glück blühte ihm entgegen, wenn Leonide, die Mutter seines Kindes, wieder dieselbe Leonide würde, welche sie in den Rosenmonden ihrer Ehe gewesen war. Und — er wußte es gewiß — sie mußte es werden, so wahr noch ein Pfeiler der uralten Pontgris, fast gleich einem Granitblock im Meere, den Wogen getrotzt hatte, um ihm ein Bürge für den Fortbestand seines Glückes zu werden.

Legrange ließ nicht lange auf sich warten; aber nur zu bald entdeckte sein scharfer Blick das gestörte Verhältniß beider Gatten. Der Graf vertraute ihm das Vorgefallene. Erschrocken schüttelte der Geistliche sein Haupt und schüttelte es immer zweifelhafter, je zuversichtlicher der Graf seine Ueberzeugung aussprach,

mit Leonidens körperlichem Zustande werde sich auch der ihrer Seele ändern.

Leise versuchte es Legrange, die Gräfin in ein Gespräch zu verwickeln, deren Gegenstand die unglückliche Wendung war, welche ihr so freundlich begonnenes eheliches Verhältniß genommen hatte. Leonide brach mit düsterm Ernst die Unterredung ab. Da glaubte Legrange sie an ihre Pflichten, an Dankbarkeit gegen ihren Wohlthäter erinnern zu müssen, der, um sie dem Zorn ihres Vaters zu entreißen, mit grenzenloser Liebe und mit grenzenlosem Vertrauen sein ganzes Erdenglück in ihre Hand gelegt habe und wol einer sorgsamern, liebevollern Pflege desselben verdiene. Nun antwortete endlich Leonide, aber ihre Antwort war nicht geeignet, des Freundes gesunkene Erwartung aufzurichten.

„Es schmerzt mich,“ sprach sie, „um Saint Hilaire's willen schmerzt es mich hauptsächlich, daß es mein Loos ist, Diejenigen unglücklich zu machen, welche mich lieben. Doch steht glücklicherweise mein Gemahl am Ziele seiner Leiden; ich werde ihm ein Kind geben und von ihm scheiden. Sagen Sie

ihm das, wenn Sie etwa in seinem Auftrage zu mir geredet haben. Gabe für Gabe! Verstehen Sie mich? Einen neuen Pfeiler zur Stütze von Pontgris für die Schätze, die er mir in den Schoos warf, und die ich nicht mit mir nehmen werde in mein nahes Grab."

„Leonide!" rief der Geistliche im Tone des väterlichen Seelsorgers, aber die Gräfin wandte sich schnell um und verließ das Zimmer.

Eine Stunde darauf verkündete ein dumpfes Durcheinanderlaufen des Hausgesindes und die Angst des fast besinnungslosen Grafen, die entscheidende Stunde sei gekommen, und noch vor dem Eintritt des Abends verbreitete sich die frohe Nachricht vom Schlosse in die Gegend, ein neuer Pfeiler der alten Pontgris, ein Stammhalter des alten Grafenhauses habe das Licht der Welt erblickt; und in der That, der Geringste wie der Höchste konnte das Glück des überseligen Vaters aus dessen Augen lesen, der, taumelnd vor Entzücken, seinen Neugebornen, dessen kräftiges Leben der übeln Vorbedeutung jener zertrümmerten Brücke zu spotten schien, Jedem zum Kusse hinreichte.

Der Genuß des Glückes, welches der jetzige Augenblick ihm gab, hatte den Vater die Hoffnung des Gatten vergessen lassen; endlich gedachte er ihrer und trat, das Herz voll von der frohsten Erwartung, zu dem Bette seiner geliebten Leonide. Aber mit kaltem, starrem Auge lag die Freudengeberin da, einer Bergquelle vergleichbar, die den ermüdeten Pilger labt und erfrischt, ohne sich der Gabe bewußt zu sein, welche sie spendet. Erschrocken bebte der Graf zurück; doch noch einmal ermannte er sich, nahm seinen Sohn in seinen Arm, trat zu ihr hin und sprach mit den Tönen der allerinnigsten Liebe: „Leonide, meine geliebte Leonide, mein Weib, Mutter meines Kindes, hast Du kein Lächeln für den glücklichen Vater?"

Langsam wandte Leonide das gleichgültige, lieblose Gesicht ihrem Gemahl entgegen und erwiderte mit unbewegter, nur etwas matter Stimme: „Ja, in der That, Saint Hilaire, das Schicksal begünstigt Dich; ich wünsche Dir Glück zur Erfüllung Deiner Wünsche."

Ruhig drehte sie das Gesicht auf die entgegengesetzte

Seite, während ihres Gatten Augen sich mit den Thränen des tiefsten bittersten Schmerzes füllten. Schweigend gab er seinen Sohn der Amme zurück, und mit leisen Schritten an Legrange vorüberschleichend, faßte er verstohlen dessen Hand, zog ihn mit sich fort in das Nebenzimmer, warf sich an seine Brust und schluchzte: „Es ist verloren! Alles — Alles verloren!“

„Nicht Alles!“ versetzte der Geistliche. „Gott nimmt nie, ohne zu geben! Leonidens unselige Reizbarkeit beraubt Sie Ihres Gattenglücks; aber Sie sind Vater geworden; fanden Sie nicht die ganze Fülle der Seligkeiten des Himmels! Vergessen Sie nicht, daß Sie auf Erden wallen, und widerstreben Sie nicht dem uralten Rechte dieser Erde: den Menschen, der sich ihr aufdrängen will, um ihr Leibeigner zu werden, hinwegstoßen zu dürfen. — Bin ich denn etwa ein glücklicher Bürger dieser Welt? Hat sie nicht Alles, was sie mir gab, in ihren dunkeln Schoos zurückgenommen? Meine Kinder, mein Weib! Wie lange schon weine ich über ihren Gräbern, und dennoch verzag' ich nicht!“

„O, wäre Leonidens Leichnam begraben, und lebte ihre Seele mir im Himmel, wie Ihnen die Geister Ihrer Geliebten!" So drängte sich der gewaltige namenlose Schmerz in Worten aus dem unheilbar gespaltenen Herzen des unglücklichen Mannes, der im Gefühl seines unaussprechlichen Verlustes auch die Würdigung der Güter, die ihm verblieben waren, aus den Augen verlor.

Vertraut mit der Behandlung Leidender, hielt es Legrange nicht für zweckmäßig, dem überschwellenden Schmerze seines Freundes einen Damm, aus Worten gebaut, entgegenzustellen. Er ließ dem Strome seinen Lauf, ohne zu versuchen, ihn zu leiten, noch zu beschränken, und sah mit stiller Freude, daß der Graf nach und nach den Besitz des ihm gebliebenen hohen Gutes als einem Ersatz für das Verlorene zu erkennen begann; daß er an der Wiege seines Sohnes sein grenzenloses Unglück zu vergessen und nur sein in gleichem Maße unbegrenztes Glück zu empfinden schien.

Die feierliche Taufhandlung ließ keine Spur von Rührung in der Seele Leonidens zurück. Noch ein=

mal vor der jetzt nahen und trotz der Bitten des Grafen unverschiebbaren Abreise des Geistlichen versuchte dieser, die ursprünglich edle Gemüthskraft, die Herzensgüte der jungen Gräfin zu erwecken. Aber vergebens erschöpfte er sich in Beweisen, daß Gott ihr Leben nur deshalb gefristet habe, um ihr Gelegenheit zu geben, die Versäumung ihrer Pflichten gegen einen edeln großmüthigen Mann nachzuholen, und nahm endlich die tief ihn beugende Ueberzeugung mit, daß Leonidens Seelenverhärtung mehr als Eigensinn, mehr als Mislaune, daß ihre lieblose Verschlossenheit Gemüthskrankheit sei, deren geheimer Quell seinen Ursprung in ihrer frühesten Vergangenheit und, wie es schien, nunmehr ein körperliches Uebel hervorgerufen habe.

Er theilte seine Entdeckung unumwunden dem Grafen mit und rieth ihm, den Zustand seiner Gemahlin der Behandlung eines geschickten Arztes zu unterwerfen.

Der Graf, mit der ganzen Kraft, welche die tiefe Beugung seines Gemüths ihm noch übriggelassen hatte, die neue Hoffnung ergreifend, schlug Leoniden,

nachdem sie ihr Wochenbette verlassen hatte, vor, Paris kennen zu lernen. Die Gräfin fügte sich mit dem ihr bereits zur Natur gewordenen Gleichmuth in den Wunsch ihres Gemahls. Beide reisten ab, begleitet von dem kleinen Godefroi nebst seiner Amme.

Der Arzt, auf dessen Geschicklichkeit der Graf seine neue Hoffnung richtete, trug einen hochgefeierten Namen; er ließ sich den Zustand der vermeintlichen Kranken nebst den Quellen der Besorgnisse ihres Gemahls auf das genauste schildern und fing an, diese ihm fremde Krankheit zum Gegenstand seiner Studien und seiner Versuche zu machen, deren Erfolglosigkeit dem Grafen nur allzubald klar wurde. Der Arzt fand jetzt nöthig, zur Anwendung des damals grade in hohen Ehren gehaltenen Mesmerismus überzugehen, und auch dieser, wiewol ihr sehr lästigen Curart unterwarf sich die Gräfin ohne Widerrede, aber leider blieb auch diese wirkungslos.

„Herr Graf," sprach jetzt der verzweifelnde Arzt, „Sie haben mir eine Kranke zugeführt, welche nicht meiner Kunst, sondern des Beistandes eines Seelenarztes, eines Geistlichen bedürftig ist; ein Gewissens-

rath ist hier an seiner Stelle, ich bin, wenigstens so lange als Ihre Gemahlin mit sich selbst zerfallen ist, hier überflüssig."

„Sie irren," erwiderte der Graf; „der Beichtvater meiner Gemahlin hat längst schon auf deren Gemüth, aber vergebens zu wirken versucht und sich überzeugt, daß die Krankheit ihrer Seele nur Folge des krankhaften Zustandes ihres Körpers ist."

„Und ich kann Ihnen die Versicherung geben," antwortete der Arzt, „daß der Beichtvater der Frau Gräfin fehlgeschlossen hat und auf sie zu wirken nicht fähig sein mochte, weil er — vergeben Sie meine Theilnahme an dem Wohl Ihrer Gemahlin, meine Offenheit, — weil er — ein Calvinist war. Erlauben Sie es mir, so werde ich Ihnen einen Mann zuführen, welcher, das verspreche ich Ihnen, höchst erfolgreich auf das Gemüth der Frau Gräfin wirken wird."

Der Graf erschrak heftig; mochte auch Legrange in der Behandlung, welche Leonidens Charakter foderte, gefehlt haben, so mußte er selbst, bekannt mit ihrer, bei jeder Gelegenheit sich offenbarenden Gleich-

gültigkeit gegen jede Religion und ihrer Abneigung gegen alle Diener jeder Kirche, dennoch mit Recht bezweifeln, daß ein anderer Priester folgenreicher auf seiner Gemahlin wirken werde, als es Legrange vermocht hatte. Im Gegentheil mußte er von der Annäherung eines katholischen Geistlichen um so nachtheiligere Folgen auf Leonidens Gemüth besorgen, wenn er des Widerspruchs gedachte, in welchem der ihrem sterbenden Vater geleistete Eid, bei ihrer Kirche beharren zu wollen, mit einem Bekehrungsversuche stand. Indeß war die Ablehnung der ihm gemachten Anerbietung um so schwieriger, als der Arzt erklärte, daß der Geistliche, welchem er das Geschäft zu übertragen gedenke, die Gräfin mit ihrem Gewissen zu versöhnen, kein geringerer als der Caplan des Beichtvaters Ihrer Majestät der Königin Maria Antoinette sei.

Es blieb indeß, wie auch der Graf auf ein milderes Ablehnungsmittel dieses Antrags sann, kein anderes übrig, als dem Arzte zu entdecken, daß ein Gelübde, welches der Vater seiner Gemahlin mit in das Grab genommen habe, sie unauflöslich an ihre

Kirche knüpfe, und folglich jeder Versuch eines katholischen Geistlichen, ihr Gewissen zu bearbeiten, sie mit mit diesem nur noch bedenklicher entzweien werde.

„Fürchten Sie das nicht" erwiderte der Geistliche. „Unsere Kirche hat die Kraft, zu binden, folglich auch zu lösen; das Ihrer Gemahlin abgenommene Gelübde soll sie nicht fesseln. Ich schicke Ihnen den Pater."

„Thun Sie das nicht!" sprach der Graf, alle Bedenklichkeiten vergessend, sehr ernst. „Wir sind Calvinisten und stehen als solche unter dem Schutze des Gesetzes."

Er beugte sich zum Abschiede; der Arzt verstand das Zeichen und entfernte sich, um nie wiederzukehren.

„Fort, fort von Paris! Fort nach dem glücklichen Deutschland!" rief der Graf, in das Zimmer seiner Gemahlin eilend und dieser die eben mit dem Arzte gehabte Unterredung mittheilend.

„Wenn Du es befiehlst, so werde ich Dir allerdings folgen," erwiderte die Gräfin, obgleich ich zweifle, daß der Zustand Deines Sohnes Dir erlauben wird, jetzt schon abzureisen. Godefroi kränkelt

seit gestern Abend. — „Beunruhige Dich nicht,“ setzte sie hinzu, als sie ihren Gemahl erbleichen sah. „Es ist ein Zahnfieber im Anzuge; weiter nichts. Warum Du mich aber als eine Kranke behandelst und mich einer Cur nach der andern unterwirfst, das begreife ich nicht. Ich bin gesund und bedarf keiner Heilmittel, so wenig für den Körper als für die Seele. Befürchte übrigens von dem Versuche nichts, welchen mir der mit Recht verabschiedete Arzt aufdringen will; ich fühle mich nicht veranlaßt, dem Versprechen treulos zu werden, welches mein Vater auf seinem Sterbelager von mir empfing. Du hättest den Pater, unbesorgt für meine Festigkeit, kommen lassen dürfen.“

„O, Leonide,“ sprach der Graf mit bebender, Thränen verrathender Strimme, „wenn Du gesund bist, wenn die Gewalt über Deine Laune, Deine Stimmung völlig Dein ist, sage mir, wie kannst Du mein unaussprechliches Leiden sehen, ohne es mir durch einem freundlichen Blick, durch ein liebevolles Wort zu erleichtern? — Ach Du bist krank oder — Du hast aufgehört mich zu lieben!“

„Ich bin gesund, und ich liebe Dich," erwiderte Leonide, „aber — ich vertraue keiner Hoffnung mehr, seit Du aufgehört hast, mich zu Hoffnungen zu berechtigen — mir zu vertrauen! — Es gab eine Zeit, eine kurze Zeit, da träumete ich von der Möglichkeit der Dauer meines Glücks. Ich war Thörin genug, ein Gut besitzen zu wollen, welches ich nicht verdient hatte."

„Leonide," rief der Graf, „ich ehre die Last auf Deiner Seele: Du hast Dich gegen die Töchter des Ainaraude'schen Hauses verbindlich gemacht, katholisch zu werden, und Deinem Vater angeloben müssen, Deine angeerbte Religion nicht zu wechseln; es ist der Widerspruch Deiner Gelübde, welcher Dich drückt! Aber Leonide, zieht Dich Dein Herz hin zur katholischen Kirche, o so lege Deine Sehnsucht nieder in meine Brust, und so feierlich, so erhebend mir auch der Genuß des heiligen Kelches war, der uns am Sterbebette Deines Vaters vor Gott vereinte, ich will verzichten auf das Glück einer solchen gemeinschaftlichen Seelenerhebung! Werde katholisch! Deine neue Mutter, die katholische Kirche löst den Zwiespalt

Deiner Gelübde und spricht Dich frei von der Verschuldung eines Eidbruchs. Werde katholisch und sei glücklich!"

Ein Nervenzucken überflog das Gesicht der Gräfin, sie überwältigte ihr Gefühl aber und sprach ruhig: „Du kennst mich wenig, Saint Hilaire, wenn Du mich so tief in Thorheit versunken glaubst, daß ich wähnen sollte, ein heuchlerischer eigennütziger Priester könne mich eines Versprechens entbinden, welches einem Sterbenden angehört. — Ich vernehme Tritte Saint Hilaire; es kommt Jemand; fasse Dich."

Der Kammerdiener trat ein, und meldete den Grafen Saint Hilaire de Bras de Ferre.

Weder der Graf noch die Gräfin hatten den Namen des Gemeldeten genau verstanden, Letztere jedoch, voller Sehnsucht, ein sie marterndes Gespräch abzubrechen, rief, zum ersten Male seit jenem schrecklichen Abende, der in Bern ihrem kurzen Glück ein Ende machte, selbständig handelnd, dem Diener zu: „Angenommen."

Die Thüre flog auf, und ein junger Mann be-

grüßte das Paar mit der Wärme eines geschmeidigen Höflings.

Lange währte es, ehe der Graf begriff, daß der Fremde ein Glied des andern Zweiges seines Stammes, ein Sohn des Hauses Bras de Ferre, ein Bruder jener beiden Schwestern sei, welche er seinem Vater angelobt hatte zu sehen, bevor er die Gefährtin seines Lebens wähle; und seltsam mußte es dem fremden Vetter dünken, dreimal wiederholen zu müssen, daß er, begleitet von seiner Mutter und seinen Schwestern, seit einiger Zeit in Paris anwesend sei, um als erwähltes Mitglied der einberufenen Notabeln des Königreichs die Rechte seines Standes wahrzunehmen.

„Auf eine seltsame Weise," so fuhr er fort, nachdem er bemerkt hatte, daß er endlich verstanden worden war, „erfuhr ich Ihre Anwesenheit in Paris, mein theuerer Vetter, oder vielmehr die Ihrige, gnädigste Gräfin. Ein Postbote gibt nämlich in meinem Hotel einen, vermeintlich für eine meiner Schwestern bestimmten, mit der Post aus Languedoc angekommenen Brief ab; glücklicherweise betrachten sie die

Adresse und finden diese an die Gräfin Saint Hilaire de Pontgris und nicht de Bras de Ferre lautend. Ich begebe mich sogleich auf das Stadthaus, verlange die Liste der Fremden, finde Ihren Namen und bin hier, um Ihnen, schöne Gräfin, diesen Brief zu überreichen und Sie Beide zu ersuchen, den Meinigen das Glück Ihres Umgangs zu gewähren."

Betroffen empfing Leonide den Brief, starrte ihn an und sank mit dem Aufschrei: „Ha! Nicht Alles Schweigende ist todt!" in ihrem Sessel zurück.

„Gott im Himmel! was ist das?" rief Graf Godefroi und eilte, von seinem Vetter, dem Grafen Boémond, unterstützt, seiner Gemahlin zu Hülfe.

Seine Annäherung schien Leonidens Geister wieder zu sammeln. „Bemühe Dich nicht," sprach sie mit wunderbar wiedergefundener Ruhe. „Ein flüchtiger Schrecken hat mich etwas außer Fassung gebracht. Ist es Dir gefällig, Saint Hilaire, so statten wir noch heute — jetzt gleich den Cousinen unsern Besuch ab. Ich gehe mich anzukleiden und darf hoffen, daß Graf Boémond uns begleitet."

Sie stand mit unbegreiflicher Festigkeit auf und verließ den Salon.

Bebend für sie und für sich, starrte ihr Gemahl ihr nach. Diese Ruhe, diese Festigkeit war Wirkung des furchtbarsten Seelenzwanges, Wirkung einer Gemüthsbeherrschung, von deren Gewalt er keine Ahnung gehabt hatte, vor deren übernatürlicher Stärke er sich entsetzte. Er sah, wie ihr Busen, geschwellt von krampfhaften Athemzügen, stieg, wie ihre Hand in fast epileptischer Zusammenballung den eben erhaltenen räthselhaften Brief zerkniff, und war taub für die ungestört sich ergießende Unterhaltung seines Vetters. Dieser Brief, von wem kam er? welches war sein Inhalt? welcher Schweigende war nicht todt? wie vermochte der Anblick dieses Briefes sie an jene Schrift zu mahnen, welche eine geheimnißvolle Hand unter das Bild ihres Vaters geschrieben hatte? war etwa der Schreiber dieses Briefes und der Schreiber jener Worte ein und dieselbe Person? sollte er es wagen, Leoniden zu bitten, die Last ihrer Sorgenqual auf seine Seele zu laden? — Er schwankte wie ein plötzlich Verblindeter

in einem engen unbekannten Hohlwege voll scharfer, überall vorspringender Ecken schwanken mag; da öffnete sich die Thüre, und Leonide trat ein, mit ruhigen Zügen, die Todtenfarbe ihres Gesichts mit den künstlichen Rosen der sonst nie gebrauchten Schminke roth, fast zu roth übertüncht, neigte sich mit Hoheit, und der Graf Boémond bot ihr den Arm.

Schwindelnd folgte ihr Gemahl dem Paare zum Wagen.

Achtes Capitel.

Aufgeregte Höllenbilder,
Zeigt euch wild und immer wilder!
Euer Wanken,
Euer Weben
Sind Gedanken;
Sollt ich beben?
Euer Lasten,
Euer Streben,
Ihr Verhaßten,
Ist kein Leben;
Eure Häupter, eure Kronen
Sind nur Schatten, trübe Luft. —
Doch ich wittre Grabesduft;
Unten schein' ich mir zu wohnen,
Und schon modert mir die Gruft.

Goethe.

Noch immer unfähig zu reden saß der Graf seiner Gemahlin gegenüber, welche neben dem Vetter Boémond den Hauptsitz der Carosse eingenommen hatte. Nie war sie gesprächiger gewesen als jetzt, und fast

war er zweifelhaft, ob er die zitternde Bewegung ihrer Knie, welche er an den seinigen fühlte, ihrem innern Kampfe, oder dem Rütteln der Kutsche beimessen solle, so wenig verriethen ihr Blick, ihre Miene und die Gewandtheit, mit welcher sie sicherer als jemals das Gesprächs zu lenken wußte, den Aufruhr ihrer mit gewaltiger Kraft beschwichtigten Geister. Ein Gefühl, fast der Furcht ähnlich, wehte den Grafen kalt an, während er diese Fülle von Macht erwog, welche in diesem gebrechlichen Gefäß eingeschlossen war, ohne es zu zersprengen. Welches mochte, welches konnte der Quell sein, der diesen Geist mit dieser unnatürlichen Herrschaft begabte? — ein reiner? — Der bängste Zweifel an der Lauterkeit dieses Quells beschlich den Grafen. Es mußte ein schwereres Gewicht sein, als er ahnen konnte, welches auf Leonidens Gewissen lag und durch die beständige Uebung, es zu tragen und seine Last zu verbergen, ihrer Seele diesen unermeßlichen Grad von Stärke gegeben hatte. Aber welches war diese verborgene Last, die sie trug? Doch, durfte er es wünschen, sie kennen zu lernen? mußte er nicht fürchten, von dem

Anblick des entschleierten ungeheuern Schreckbildes, dessen Antlitz die tiefste Nacht ihm bis jetzo so wohlthätig verbarg, verzweifelnd niedergeschmettert zu werden? Einen fürchterlichen Vorwurf warf seine Erinnerung in seine zerrissene Seele: warum hatte er das Versprechen gebrochen, dessen gehoffte Erfüllung der verklärende Sonnenstrahl für das brechende Auge seines Vaters gewesen war. Ach, nur zu sichtbar fehlte der Segen des geliebten Todten seinem freud- und friedlosen Bündnisse mit einer, vom schrecklichsten aller Flüche — vom Mutterfluche verfolgten Tochter! — Sollte er zweifeln, ein beglückterer Gatte und vielleicht auch ein glücklicher Vater geworden zu sein, wenn er die unwiderrufliche Wahl seiner Lebensgefährtin weniger übereilt und, seinem Gelübde treu, den letzten Wunsch und die letzte Hoffnung des Sterbenden wenigstens zu erfüllen gesucht hätte? — Ein schwerer, strafender Seufzer entfloh seiner Brust; doch jetzt begegnete ihm Leonidens Auge, und jener Frage, die von außen her in seine Sinnen leise sich eingestohlen, flog aus dem Innersten seiner Seele ein entschiednes Nein entgegen; wie war sein Ehe-

glück gedenkbar, ohne seine Liebe? und wie hätte er ein anderes Weib von allen Weibern auf Erden lieben können als das einzige, welches er in Leoniden gefunden — und, ach! in Leoniden verloren hatte?

Ein Ruck des im raschen Fahren plötzlich haltenden Wagens erinnerte ihn, daß er am Ziel sei und nun das Schwesterpaar sehen werde, an dessen Bilde seines Vaters letzte freudige Hoffnung gehangen hatte. Er zitterte, indem er die Treppe hinaufschlich, und sein Zittern verdoppelte sich, als Leonide ihr Haupt nach ihm umwandte, und er ihrem ermuthigenden, fast freudig auf ihn gerichteten Blicke begegnete. Zu denken, oder vielmehr seine Gedanken sich zu versinnlichen, hatte er nicht Muße, denn in diesem Augenblick flogen die Thürflügel vor ihm auf, und er stand vor den Schwestern, deren Hände und vielleicht auch deren Herzen einst zur Auswahl ihm überwiesen gewesen waren.

Allmälig verschwand der undurchsichtliche betäubende Nebel, welcher des Grafen Sinne niederdrückte. Er erwachte unter dem Einfluß der Anmuth der beiden jungen Mädchen und der Freundlichkeit ihrer

Mutter zu einem klarern Bewußtsein, dessen nächste und natürliche Beschäftigung eine Vergleichung der ungesehen Verschmähten mit der unerkannt Gewählten war.

Aber ein flüchtiger Blick auf diese Rosen und auf seine Lilie, und die Frage, wem der Preis gebühre, war entschieden. Ein anmuthiges Amorettenpaar, unter Blumen spielend, vom glühenden Blick der Abendröthe beschienen, lächelten jene lieblichen Schwestern heiter das Leben an; eine hohe Urania, unter dem gestirnten Himmel einer Sommernacht wallend, blickte Leonide mit ihrem feierlichen Ernst über das Leben hinweg. Mädchen wie jene hatte die Erde tausendfach; ein zweites Weib, wie Leonide war, suchte das Auge vergebens auf Erden. In der Bildung ihrer Züge hatte die Natur sich erschöpft und zu einer zweiten ähnlichen Schöpfung die verschwendete Kraft nicht zu ergänzen vermocht. Die Unterhaltung der beiden jungen Damen fing aber bald an, Gegenstände zu umfassen, welche die Aufmerksamkeit des Grafen Godefroi ungetheilt in Anspruch nahmen; sie beschrieben ein großes uraltes Oelgemäl-

de, welches in dem Speisesaale ihres Schlosses hing, die Hauptwand fast ganz einnehmend, und die Trennung der beiden Linien ihres gemeinschaftlichen Stammhauses in die Zweige von Pontgris und von Bras de Ferre darstellte, und beklagten nur ihren Mangel an Kenntniß von der ältern Geschichte ihrer Familie, um das interessante Bild richtig deuten zu können. „Mein Bruder behauptet, es stelle eine Scene aus einem der Kreuzzüge vor, in welchem unser Haus sich seinen Namen geholt haben soll," sprach die Aelteste der beiden Gräfinnen; „wir können auf dem Bilde aber keine Beziehung auf das Morgenland finden; kein Turban, kein Roßschweif, dennoch aber Kreuzfahnen sind darauf zu erblicken, die mitten unter Haufen flüchtiger Landleute wehen, welche einer Capelle zueilen, deren Eingang zwei Ritter, auf einer Brücke haltend, gegen die Verfolger jener Flüchtlinge zu vertheidigen scheinen."

„Ich erkenne dies Bild in Ihrer Beschreibung wieder," entgegnete Graf Godefroi. „Ich bin nämlich in Besitz einer uralten Familienchronik, zum Theil in Mönchsschrift geschrieben und mit vielen

kunstreich ausgemalten Bildern geziert; eins derselben scheint eine Copie des Ihrigen; dieselben Flüchtlinge, dieselben Verfolger, dieselben Beschirmer sind es, welche Sie schildern, und nach einer danebenstehenden Beschreibung stellt es die Rettung eines Albigenserhaufens durch die Stammväter unserer beiden Häuser vor. Ich behalte mir es vor, sobald ich wieder in meine Heimath zurückgekehrt sein werde, Ihnen das Buch mitzutheilen."

In gleich lebhafte Unterhaltung war Leonide mit der Gräfin Mutter und dem Grafen Boémond verflochten; aber trotz des Antheils, welchen sie an dem Inhalt ihres Gesprächs zu nehmen schien, bemerkte ihr Gemahl, daß sie mit fein verborgener Achtsamkeit seinem Gespräche mit den beiden jungen Gräfinnen folge, ohne den Faden des ihrigen zu verlieren.

Nach einer ungleich längern Frist, als es gebräuchlich ist, zu den ersten Besuchen zu verwenden, schieden endlich Graf Godefroi und seine Gemahlin von ihren interessanten Stammverwandten und nahmen das Versprechen der baldigen Erwiderung des Besuchs derselben mit.

Stumm saß Leonide neben ihrem gleichfalls schweigenden Gemahl im Wagen, und schon mochte die Hälfte ihres Rückweges zurückgelegt sein, als sie ungezwungen die Bemerkung hinwarf, daß sie die beiden jungen Gräfinnen sehr liebenswürdig gefunden habe.

„Vermochtest Du das zu erkennen? — Wie mich dünkt, hast Du nur wenig Worte mit ihnen gewechselt,“ erwiderte ihr Gemahl.

Das vorige Schweigen trat wieder ein und wurde nicht mehr unterbrochen. Gleich nach ihrer Ankunft in ihrer Wohnung trennten sich die beiden Gatten; Leonide ging in ihre Zimmer, der Graf in die seinigen.

Die unversöhnbare Feindseligkeit seines Lebenslooses trat in unverhüllter Schrecklichkeit wieder vor das Auge des bedauernswürdigen Mannes. Er erkannte an den Symptomen, welche der heutige Tag ihm zur Anschauung gebracht hatte, daß eine Krise nah sei; irgend etwas Ungeheueres mußte sich begeben. Auf dieser schwindelnden Höhe, die Leonide auf geheimnißvollen Wegen erschwungen hatte, konnte sie sich nicht erhalten. — „Aber welcher Art wird ihr Fall werden?“ rief er mit zerrissenem Herzen. „Wird

er ein sanftes Hinabgleiten in meine Arme, oder ein fürchterlich niederschmetternder Sturz sein, der mich und mein Kind unter ihren Ruinen begräbt? — Mein Kind!" schrie er plötzlich mit veränderten Tone auf; denn jetzt erst gedachte er wieder seines kränkelnden Sohnes. Er sprang auf und eilte in des Zimmer zu dem Kleinen.

Der schwellende Teppich dämpfte das Geräusch seines Fußtritts, unhörbar bewegte sich die Thür in in ihren Angeln, als er sie öffnete, und leise, um den geliebten kleinen Schläfer nicht zu stören, trat er in das Gemach. Da sah er Leoniden über die Wiege gebückt, wie er sie nie gesehen hatte; den Athem an sich haltend, stand er still und lauschte. Er hörte sie schluchzen, und lautlos stürzten die Thränen des Mitgefühls aus seinen Augen. Und als er sie in die von unsäglichem Jammer herausgepreßten und von lautem, herzzerreißendem Weinen begleiteten Worte ausbrechen hörte: „Mein Kind! Mein geliebtes, mein armes mutterloses Kind!" da hielt er sein blutendes Herz nicht mehr in den Fesseln des Zwanges; es trieb ihn mit Gewalt, die Unglückliche

zu umschlingen, und riß die Worte von seiner Zunge los. „Leonide!“ schrie er, sie bebend an seine Brust drückend, „o, sei barmherzig gegen Dich, gegen mich und gegen dies Kind, welches aufgehört hat mutterlos zu sein seit diesem Augenblicke, da Du es zum ersten Male mit den Küssen, den Thränen Deiner Liebe gesegnet hast! O Leonide, hab' ich Dich gekränkt, vergib es mir! Nicht um meinetwillen, nein, um Deiner selbst und um Deines Kindes willen vergib mir! Das Wort Deiner Vergebung wird ein unversiegbarer Segensquell werden für Dich und unser Kind! Du wirst die glücklichen Zeiten unserer ersten Ehemonde wieder haben! Ja, mit verdoppeltem Glück wird jeder Morgen Deines neugewonnenen Daseins Dir aufgehen; denn in dem untergegangenen Tage hattest Du mich nur, jetzt hast Du neben mir auch Dein Kind! — O Leonide, vergib mir und sei glücklich und beglücke!“

Leonidens Arm hatte sich um den Nacken ihres flehenden Gemahls geschlungen; immer fester drückte sie ihn an sich, immer reicher und heißer flossen ihre Thränen; immer näher neigte ihr Gesicht sich dem

seinigen zu, und als er nun endlich, von der Bewegung seines Gefühls erschöpft, aufhörte zu reden, da drückte sie mit einer Innigkeit, die er selbst in den Stunden seines entflohenen Glückes nicht an ihr gekannt hatte, ihren Mund auf seine Lippen und sprach mit häufig versagendem Athem: „Mein Godefroi, was foderst Du von mir? Ich soll Dir verzeihen? — Ich? — Dir? — O Godefroi! Lästre Dich selbst nicht, oder verhöhne mich nicht! Du hast mich dem Fluche meines Vaters entrissen, Du hast seine pulslose Hand zum Segen auf mein Haupt gelegt, Du hast mich den bittersten Sorgen, die der Mensch um sein Bedürfniß haben kann, entrissen und Deinen Ueberfluß an Gütern und Liebe mit mir getheilt — und ich? — ich? — O Gott! — Laß mich nicht anfangen mich zu verklagen, ich würde nicht aufhören können in diesem Leben! Wie glücklich könntest Du seit einem Jahre schon gewesen sein, wenn Deine Großmuth Dich nicht an das Sterbelager meines Vaters gefesselt hätte! wenn ich Unselige Dir nicht entgegengetreten wäre auf Deinem Wege nach — La Rochelle!“

„O Leonide, hör' auf! Du tödtest mich!“ rief der Graf; „nur Du vermochtest mich zu beglücken, denn nur Dich vermocht' ich zu lieben!“

„Der Segen Deines Vaters würde mit Dir gewesen sein,“ flüsterte fast unhörbar die Gräfin und setzte, in einen neuen Thränenstrom ausbrechend, mit einem convulsivischen Zucken und fast gellenden Aufschrei hinzu: „Er wird mit Dir sein von nun an!“

„Wird er das, Leonide?“ rief der Graf mit fast jauchzender, schneidend von der ihrigen abstechender Stimme. „Wird er das? und das verheißest Du mir? — So willst Du mir angehören? o geliebte Leonide, willst Du das?“

„Das will ich!“ antwortete sie mit einer gewissen Feierlichkeit. „Ich will Dir angehören — innig wie nie, inniger als je ein Mensch dem Menschen anzugehören vermochte, seit Menschen geboren werden und — Menschen sterben!“

Die Entzückungen des Grafen fanden kein Maß. Worte, Thränen, Küsse, Alles versuchte er, um seinem Gefühl einen seiner Seligkeit entsprechenden Ausdruck zu geben; aber sein Herz war reicher als die

Werkzeuge seiner Sinne. Er verstummte im Ueberschwange seiner Empfindungen.

Da trat Godefroi's Amme ein und reichte der Gräfin schweigend ein Papier hin. Der Graf fühlte seine Gemahlin zusammenfahren, und als er auffah, schien sie todtenbleich zu sein, so viel er bei dem schwachen Lampenlichte, welches das Zimmer nur dämmernd erhellte, wahrzunehmen im Stande war. „Was fehlt Dir?" fragte er; „was hat Dir die Amme gebracht?" so entwischte seiner Besorgniß für Leoniden, uneingedenk seines Vorsatzes, keine Neugier zu verrathen, die zweite dringendere Frage. „Arznei für unsern Sohn" antwortete mit Ruhe Leonide, indem sie gleichmüthig die ihr überbrachten Gegenstände in einen Toilettenschrank verschloß.

„Arznei für Godefroi?" fragte der Graf ängstlich. „Mein Gott, so ist das Kind noch krank?"

„Unbedeutend," erwiderte die Gräfin und lüftete die über die Wiege gebreitete Gardine. „Fühle sein Köpfchen an, Du wirst nichts von Fieberglut mehr spüren; die Arzenei thut ihm wohl."

„So gib ihm doch davon," bat der Graf.

„Ich darf ihn nicht im Schlafe stören," antwortete Leonide. „Schlaf, sagt sein Arzt, ist seine beste Arznei. Geh, lieber Godefroi, Du wirst ihn mir erwecken."

„O Gott, ich kann nicht von Dir gehen, meine Leonide," lispelte der Graf mit Innigkeit. „Alle Freuden meines Lebens hab' ich in den Raum dieses Augenblicks gesammelt der Biene gleich, die den Honig von tausend und aber tausend Blumen in ihre einzige kleine Zelle zusammenträgt. Es ist mir, als hätte meine Zukunft keinen zweiten Moment wie diesen!"

„Es ist mir auch so," seufzte dumpf murmelnd und kaum verständlich die Gräfin; da schien sie plötzlich vor ihren eignen Worten zu erschrecken, denn schaudernd wand sie sich aus des Grafen Armen und sprach: „Laß mich, es kommt Jemand."

Unmuthig sah der Graf nach der sich in der That öffnenden Thüre; aber der Eintretende war nur einer der Lakaien seiner Gemahlin, welche diesem schnell entgegenging, etwas von ihm in Empfang nahm und ihn mit den Worten: „Es ist gut," abfertigte.

Sie öffnete dann und verschloß darauf wieder den Toilettenschrank und kehrte zu ihrem Gemahl zurück.

„Ich bin müde, Godefroi,“ sprach sie, „auch thut mir der Kopf etwas weh. Ich werde heute zeitiger als gewöhnlich die Ruhe suchen. Schlaf wohl.“

„O Gott, so soll denn doch eine Nacht auf diesen Abend, ein Scheiden auf unser Wiederfinden folgen!“ rief der Graf schmerzlich. „Eine Stunde wie diese, aber anfangslos und endlos, eine solche — O Leonide, jetzt ahn' ich die Bedeutung des Wortes: Seligkeit, und jetzt will ich nicht mehr klagen, diese Erkenntniß theuer erkauft zu haben. Wir haben einander wieder gefunden, und nichts soll ferner uns scheiden!“

Die Gräfin schauderte wieder zusammen. „Finden und scheiden —“ flüsterte sie still vor sich hin, seufzte dann tief und blickte scheu zu ihrem Gemahl auf. Ein Thränenstrom, heftiger als die vorigen, brach aus ihren Augen. Mit gleicher Heftigkeit umschlang sie seinen Nacken, küßte ihn und rief unter Küssen: „Lebe wohl!“

„Gute Nacht,“ erwiderte der Graf und drückte

sie an sich, als wolle er den Abschiedsaugenblick verewigen; da entrang sie sich ihm mir einer gewaltsamen Körperbiegung und warf sich auf das Sofa.

„Gute Nacht, Leonide, meine Leonide!“ rief der beglückte Gatte und warf, langsam sich entfernend, Küsse dem geliebten Weibe zu. Nun hatte er die Thüre erreicht, sie grüßend; da hauchte noch einmal von Leonidens Lippen ein Lebewohl zu ihm hinüber und begleitete ihn, süß in seiner Seele nachhallend, wie einen von der Erde scheidenden Engel der Segen den Zurückgebliebenen, durch ihn Beglückten in süßen Nachklängen umschweben mag.

Lange noch saß der Glückliche, heitere Dankgebete im Herzen und auf den Lippen, auf eben der Stelle, wo er heute verzweifelnd sein lebensmüdes Haupt in seine bebende Hand gelegt hatte, und sann über die Veranlassung dieser wunderähnlichen Umwandlung Leonidens nach. War denn die fast ein Jahr hindurch vorhandene Misstimmung ihres Herzens nichts als die Aeußerung ungeheuerer Laune gewesen? — Nein das war nicht möglich! Ein Weib wie Leonide konnte zu dieser gemeinen Schwachheit

nicht herabsinken! — War es eine Krankheit gewesen, welche mit unsichtbaren und unentdeckbaren Banden die edlern Kräfte ihrer Seele in Fesseln geschlagen hatte? — Er verneinte sich auch diese Frage; denn welches Wunder war geschehen, um ihre Genesung so zauberschnell bewirken zu können. War sie niedergedrückt gewesen durch irgend ein verborgenes Ereigniß, und hatte der heut empfangene geheimnißvolle Brief ihre Kräfte so gewaltig gestärkt, daß sie ihre Last von ihrer Seele zu werfen und sich frei und selbständig aufzurichten vermocht hatte? — Ja, so war es! so mußte es sein! Nur eine solche Muthmaßung war auf Leonidens Charakter begründet! — Und diese ehrwürdige Seelenstärke hatte ihn heute mit einem scheuähnlichen Gefühle erfüllen können? Bald lachte er, bald zürnte er über sich selber; wie tief stand er unter Leoniden!

Immer voller wurde sein Herz; es drängte ihn das Uebermaß zu ergießen. Er setzte sich an den Schreibtisch, um seinem Freunde Legrange die Geschichte des heutigen Tages mitzutheilen.

Seine Uhr repetirte die zweite Stunde, und im-

mer noch mehr hatte er seinem Freunde zu schreiben; unerschöpflich schien sein Thema wie seine Thatkraft; keine Müdigkeit drückte seine Augenlider. Beglückte Kinder schläfert das Entzücken leicht ein, aber den gereiftern Menschen kräftigt das Gefühl eines ungewohnten Glückes, und leichter gelingt es dem Schlafe sein thränenvolles als sein lächelndes Auge zuzudrücken. Seine Seligkeit will er fühlen, nicht träumen, und selbst der Weiseste vergißt in solchen Stunden, daß alle Seligkeit allen Sterblichen nichts als Traum ist.

Was aber der Mangel an Müdigkeit ihm gestattete, das verbot ihm der Mangel an Beleuchtung. Sein Kammerdiener hatte nicht auf eine schlaflose Nacht seines Herrn gerechnet und ihn deshalb nur spärlich mit Kerzen versehen. Der Graf nahm wahr, daß er zu schreiben aufhören, oder Licht bringen lassen müsse. Um Leoniden nicht durch den gellenden Klingelzug in ihrem Schlafe zu stören, beschloß er, selbst in Godefroi's Zimmer zu gehen, wo er sich entsann mehre Kerzen bemerkt zu haben. Er schlich leise hinaus. Da fesselte, als er dem Schlafzimmer

seiner Gemahlin vorüberzugehen im Begriff war, ein dumpfes Gepolter wie von einem harten, fallenden Gegenstande sein Ohr. Er blieb erschrocken stehen und lauschte; nun hörte er ein deutliches, zuweilen schreiartiges Stöhnen im Innern des Gemachs. Sein Schrecken stieg zur Angst. Er wollte in das Zimmer dringen, aber es war von innen verriegelt; er rief Leonidens Namen, aber sie antwortete nicht: da rannte er, von seiner Angst zum Athleten gekräftigt, gegen die Thür, sie brach in Trümmern; er drang ein — und da lag Leonide auf dem Teppich neben ihrem Bette, ihr zur Seite ein Stuhl und ihr Nachttisch, beide umgestürzt.

„Jesus! Hülfe! sie stirbt! — Rettung! Aerzte!“ schrie der Graf und hob die mit dem Tode Ringende empor vom Boden. Da stürzten seine Leute Einer nach dem Andern herein, und die Ersten flogen nach Aerzten.

Zu Stunden wurden dem Grafen die Minuten; immer heftiger und häufiger wurden die convulsivischen Zuckungen der Bewußtlosen; Anfangs stier, dann fliegend, mit gekreuztem Blicke umhergerollt

wälzten sich die Augen; immer blutiger trat der Schaum zwischen den dicht zusammengepreßten Zahnreihen auf ihre zerbissenen Lippen; immer kälter wurde der Todesschweiß auf ihrer Stirn. Des Grafen Angst stieg wahnsinnartig. Der Uebergang vom höchsten Glück zum allertiefsten Elende war zu schnell; er mußte dem ungeheuern Wechsel erliegen.

Da kam ein Arzt. Bei dem ersten Blick auf die Sterbende erkannte er ihre Krankheit. Vier Fläschchen lagen umgefallen mit dem Nachttisch am Boden. Er hob sie auf, prüfte die einzelnen, den vorigen Inhalt der geleerten Gläser verrathenden Tropfen und sprach seufzend: „Die Gräfin ist vergiftet!"

„Vergiftet, vergiftet!" schrie der Graf und rannte im heftigsten Ausbruche des Wahnsinns auf und ab im Zimmer; das ängstliche Durcheinandertreiben der Dienerschaft glich dem Gewimmel in einem brennenden Hause, und kläglich fing im Nebenzimmer der erweckte Säugling nach seiner Amme zu weinen an.

Neuntes Capitel.

Heiß mich nicht reden, heiß mich schweigen,
Denn mein Geheimniß ist mir Pflicht;
Ich möchte dir mein ganzes Inn're zeigen,
Allein das Schicksal will es nicht.

Zur rechten Zeit vertreibt der Sonne Lauf
Die finstre Nacht, und sie muß sich erhellen;
Der harte Fels schließt seinen Busen auf,
Misgönnt der Erde nicht die tiefverborg'nen Quellen;

Ein Jeder sucht im Arm der Freunde Ruh,
Dort kann die Brust in Klagen sich ergießen;
Allein ein Schwur drückt mir die Lippen zu,
Und nur ein Gott vermag sie aufzuschließen.

Goethe.

Glücklicherweise war der Arzt kaltblütig genug, um in diesem Getümmel seine Besonnenheit zu erhalten; doch konnte er sich nur auf allgemeine Mittel beschränken, der Wirkung des Giftes entgegenzuarbeiten, weil er dessen Bestandtheile nicht genau zu

ermitteln vermochte: da brachte ihn die Amme des kleinen Godefroi bald zu bestimmter Erkenntniß derselben. Diese Person bemerkte nämlich, daß der Arzt den Inhalt der vorgefundenen leeren Arzneigläser mit unablässiger, aber mit deutlich erkennbarer Unsicherheit prüfe und entdeckte diesem, daß die Gräfin gestern Abend sie selbst sowol als auch drei andere Domestiken mit Recepten in vier verschiedene Apotheken gesandt und jene Fläschchen samt den Recepten empfangen und in diesen Toilettenschrank verschlossen habe. Der Arzt bestand darauf, die Recepte zu sehen; der Schrank wurde geöffnet, und er überzeugte sich aus den leicht aufgefundenen Papieren, daß die Gläser Opiate enthalten hatten, welche der Gräfin während der Cur zu verschiedenen Malen verschrieben worden waren. Diese Entdeckung führte den Arzt zu einer zweiten, sehr hoffnungsreichen; er ersah nämlich aus den Recepten, daß das Opium keinesweges in seinem reinen Zustande, sondern sehr stark mit andern Beimischungen versetzt gewesen war, welche dessen tödliche Wirkung verminderten. Er säumte nicht, dem verzweifelnden Grafen die Mög=

lichkeit, Leoniden zu retten, einleuchtend zu machen und ihn zu beruhigen.

Reichliche Einflößungen von Kampfersäure gaben in ihren Erfolgen den Hoffnungen des Arztes neuen Schwung. Leonidens Krämpfe wurden minder heftig, und allmälig verfiel sie in einen Zustand völliger Unempfindlichkeit. Die eingeklemmten Zahnreihen öffneten sich, der Schweiß ward wärmer, der Athem ruhiger, und Leonide glich einer von schweren Mühen in todähnlichen Schlummer gewiegten Erschöpften.

Ebenso ungemessen, als der Schmerz des Grafen gewesen war, so ausschweifend äußerte sich jetzt seine Freude, welche über alle Beschreibung gesteigert ward, als die Amme mit der Meldung eintrat, das erste Zähnchen des kleinen Godefroi habe in dieser Nacht, während sich Niemand um das Kind bekümmert, leicht und krampflos seinen gefürchteten Durchbruch vollendet. Mit Entzücken ersehnte der Graf den Augenblick, in welchem er, sein Söhnchen auf dem Arm, seine geliebte Leonide mit der freudigen Botschaft werde begrüßen können, und selbst der unvermuthete Besuch des Grafen Boémond hielt den

Erguß seiner Freude nicht auf. Aber der Gast, weit davon entfernt, das Glück seines Vetters zu theilen, war vielmehr gekommen, diesem den beseligenden Genuß seiner Freuden durch Sorgen zu verkümmern und zu vergällen.

Es war nämlich um diese Zeit jener Zwiespalt, einerseits zwischen dem Staatsoberhaupt und einem Theil der versammelten Notabeln des Königreichs, anderseits unter diesen Notabeln selbst ausgebrochen; jener unselige Zwiespalt, welcher in seinen Folgen Thron und Altar zertrümmerte, das königliche Haus und die Edelsten des Volks unter den Ruinen begrub und noch heute die Welt in bald geheimen, bald offenbaren Kämpfen bewegt. Grade handelte es sich um die Entscheidung der großen Frage, ob der Adel und die Geistlichkeit auch fürderhin keine andern Pflichten und Sorgen als die des Genusses für das Vaterland haben, oder ob sie auch Theil nehmen sollten an der Tragung der Lasten, mit welchen der dritte Stand überbürdet war.

Die Sorge, seinem Stande den fernern Besitz seiner angeerbten Bevorrechtungen zu erhalten, be-

schäftigte den Grafen Boémond unablässig, und sie war es, welche er in die glühende, grade in dieser Stunde für keine Sorge in der Welt empfängliche Brust des Grafen Godefroi zu werfen versuchte.

„Wer, wie ich," rief dieser, „ein ihm wiedergeschenktes geliebtes Weib in dem einen, und sein Kind, mit seinem ersten Zähnchen begabt, in dem andern Arm hält, der ist erhoben über die niedern Sorgen der Erden! Mir ist jetzt so leicht, so wohl, daß ich die Bürden aller Sterblichen auf mein Herz laden könnte, ohne den Druck ihrer Schwere zu empfinden! — O, daß es doch Menschen geben möchte, die ich Glücklicher beglücken könnte! — Doch was will ich denn? es gibt ja solche: von heut an schenk' ich meinen Unterthanen die Freiheit! Nicht mehr ein Herr über seine Knechte, nein, ein Vater unter seinen Kindern, will ich und soll mein Godefroi und jeder meiner Nachkommen, so lange das Haus Pontgris blühen wird, von nun an nur beglücken statt zu herrschen!"

Mit einem Gesichte, als erkenne er den Ausbruch eines plötzlichen Wahnsinns, blickte Graf Boémond

den Begeisterten seitwärts an und fragte dann, das Gespräch absichtlich auf einen andern Gegenstand leitend: „Also Ihre Gemahlin ist erkrankt? und so plötzlich? — sie schien gestern Mittag doch sehr gesund; welcher Zufall hat sie denn so schnell niedergeworfen?"

Diese Frage setzte den Grafen Godefroi in nicht geringe Verlegenheit; wie konnte er diese, auf welche er selbst noch keine Antwort gesucht hatte, einem Dritten beantworten? Er fing an, aus dem Stegreif zu reden, stockte, sprach wieder und verwickelte sich endlich in so viele Widersprüche, daß sein Gast zu einer fast ebenso klaren Ansicht des Vorfalls gelangen mußte, als derselbe durch den Empfang eines offenen Geständnisses erreicht haben würde. Er verweilte noch einige Zeit unter aufmerksamen Beobachtungen und empfahl sich endlich mit einer zweideutigen Miene, die nur dem schwindelnden Gatten, dem glücklichen Vater unbemerkt bleiben konnte.

Kaum hatte aber der Vetter sich entfernt, als dessen Forschung nach der Ursache der plötzlichen Erkrankung Leonidens eine Menge jener verwandter

Fragen in des Grafen Seele erweckte. Leonidens Absicht, sich selbst zu tödten, war nicht zu bezweifeln; ihr gestriger Abschied war bestimmt gewesen, ein Abschied auf ewig zu sein. Aber welche Veranlassung hatte sie gehabt, sich eigenmächtig des Lebens zu berauben? Vergebens fragte sich der Graf nach den Beweggründen einer solchen entsetzlichen That. Leonide liebte ihn, das wußte er seit gestern mit Zuverlässigkeit; sie liebte ihr Kind mit gleicher Innigkeit, daran konnte er jetzt ebenso wenig zweifeln; was konnte also eine liebende Mutter, eine liebende, geliebte Gattin, eine reich begüterte, angesehene, gesunde, völlig sorgenfreie Frau zu einem solchen Schritte bewogen haben? — Daß der Brief, welchen sie gestern durch den Grafen Boémond empfangen hatte, in nahem Zusammenhange mit ihrem Tödtungsversuche stehen mußte, konnte er nicht bezweifeln, und er hielt es für eine Pflicht, die er sich selber schuldig sei, den tiefen Schlaf seiner Gemahlin zu benutzen und diesem Briefe nachzuspüren, um die Quelle ihrer unbegreiflichen Seelenverstimmung kennen zu lernen. Aber dieser Brief war nirgends zu finden,

und er konnte nicht bezweifeln, daß Leonide ihn vernichtet habe.

Diese schlummerte ununterbrochen, aber immer ruhiger und krampfloser fort; da gedachte der ungeduldig harrende Graf seines heutigen Vorsatzes, dem Volke seiner eignen Herrschaft sowol als auch den zu Luclause gehörigen Unterthanen, die Befreiung aus ihrem ererbten unnatürlichen Sklavenjoch und seinen Standesgenossen in ganz Frankreich ein Beispiel zu gewähren. Er schrieb an Leonidens Bette die seinen Willen bekundenden Briefe an den Oberverwalter seiner Erbherrschaft an den Pachter von Luclause, dessen Pachtabtrag er im Verhältniß mit der Verminderung der durch die Freigebung seiner Unterthanen verringerten Gutserträge, herabsetzte, und beendete den in der vorigen Nacht angefangenen Brief an Legrange, welchem er eine oberflächliche Nachricht von Leonidens Krankheit und von seinen, in Bezug auf die Wohlfahrt seiner Bauern getroffenen Anordnungen gab.

Er fertigte zur Ueberbringung dieser Briefe zwei seiner Leute als Eilboten ab.

Kurz vor Anbruch des nächsten Morgens schlug Leonide endlich die Augen auf, schloß sie aber, völlig abgespannt, so schnell wieder und sank so unaufhaltsam in ihren vorigen schlafähnlichen Zustand zurück, daß es kaum möglich war, den Augenblick ihres Wachens zu benutzen, um ihr einen Löffel voll Arznei einzuflößen. In einem solchen Wechsel bewußtlosen momentanen Wachens und unnatürlich tiefen Schlafes verschlichen acht langwierige Tage; da verkürzten sich allmälig die Stunden ihres Schlafs, die Augenblicke ihres Wachseins verlängerten sich, und ihre Besinnung fing wieder an zurückzukehren.

Im ersten Augenblick des wiedererweckten Bewußtseins war ihr Zustand ein harmloser, heiterer. Sie schmiegte sich mit aller Innigkeit ihrer frühern Liebe an ihren Gemahl, der, doch zu früh, an die nun ewig fluchtlose Wiederkehr seiner glücklichsten Zeiten glaubend, Leonidens Erinnerungen durch Hindeutungen auf ihren schrecklichen Zustand weckte.

„Jesus!" schrie sie, verzweiflungsvoll ihr Gesicht bedeckend, „Jesus! Es ist wahr! Ich lebe ja noch! Ich hatte es ja gelobt, mein fürchterliches pein- und

sündenvolles Leben! — O, warum hast Du es mich nicht enden lassen! Ich würde dort nicht härter büßen, als ich hier büße, und Du würdest glücklich sein."

„Ich glücklich?" rief der Graf; „ich sollte glücklich sein können, wenn Du mir fehltest? — O Leonide, wie hab' ich gelitten in den Stunden Deines Todeskampfes! Leonide, versprich mir, bei der Ruhe Deines Vaters im Grabe schwöre mir, daß Du leben willst, daß Du nie wieder versuchen willst, Deine Tage zu verkürzen!"

Leonide zitterte hör- und fühlbar. „Noch einen Eid!" ächzte sie. „Trag' ich denn noch nicht genug Eide und Meineide auf meiner Seele? — O Godefroi, Du weißt nicht, was Du von mir foderst! Es ist Dein Unglück, wenn ich es Dir gewähre. Nur mein Tod kann Dich beglücken, sonst nichts in der Welt; nicht mein, nicht unsers Kindes Leben. Wisse! — Wisse: Du hast die Wahl zwischen meinem Tode und Deinem unsäglichen, undenkbaren Unglück! Nun wähle!"

„Dein Leben wähl' ich, und wenn Dein Tod

selbst unser Kind vom Tode zu retten vermöchte!" rief der Graf. „Nun hab' ich gewählt, und nun schwöre mir zu leben!"

„Wohlan," sprach Leonide, „Du hast gewählt, Gott lenke Dein Herz, daß es nie den Vorwurf, Dich elend gemacht zu haben, auf mich werfen möge. Ich schwöre Dir bei der Ruhe der Gebeine meines Vaters, komm' es, wie es Gott verfügt mit Dir und mit mir, nie will ich wieder Hand an mein Leben legen! Aber nun schwöre auch Du mir diesen Eid: wie tief auch die Folgen dieser Stunde Dich niederdrücken mögen, nie, nie verkürze auch Du Dein Leiden durch die gewaltsame Verkürzung Deines Lebens."

„Nie, nie, so wahr ich an Gottes Liebe und an die Deinige glaube!" rief der Graf mit gefalteten Händen; „aber Leonide," fuhr er fort, „sage mir —"

„Schweig! Frage nicht! Nichts, nichts mehr!" rief sie, gewaltsam nach Athem ringend. „Du hast Dich losgesagt von allem Erdenglück, indem Du mich an das Leben fesseltest, und zu Deinem Glück gehört ja auch ein Blick in mein Herz. Ich muß

es Dir verschließen auf ewig. Schweig und bereite Dich vor auf die Leiden, die ich Dir zu tragen geben muß, weil Du mich zu leben gezwungen hast."

Die Unglückliche sprach diese Worte mit einer so schauerlichen Betonung, daß der Graf, betäubt von Schreck und Schmerz, die Anwandlungen einer Ohnmacht zu fühlen glaubte. Es schien ihn nöthig sich zu entfernen, um durch den ausbrechenden Sturm seiner Empfindungen Leonidens Zustand nicht zu gefährden. Er verließ das Zimmer.

Jeglichen Unsegen, welcher das Haupt eines Menschen treffen, jegliches Leid, durch dessen Qual das Schicksal eines Menschen Herz heimsuchen kann, hatte der unglückliche Mann nun ein Jahr lang mit seltener Ergebung getragen, die Ereignisse der letzten Tage hatten aber den Rest seiner Kraft erschöpft. Aller Jammer, mit dessen einzelnen Qualen er seither in ununterbrochenem Wechsel gerungen hatte, war jetzt zusammengehäuft auf einen einzigen Punkt und hielt ihn mit furchtbarer Gewalt niedergedrückt zwischen Leben und Sterben; er war ebenso unfähig zu dem Einen wie zu dem Andern. Nie hatte er

Leoniden so heiß, so unaussprechlich geliebt wie in diesem Augenblicke, und dennoch hatte er, angeweht vom Schauer vor ihren Geheimnissen, sich nie entfernter von ihr gefühlt als seit dieser Minute, in welcher sie gleich einer ungeheuern Schicksalsgöttin zwischen ihn und seine Hoffnungen getreten war.

Aus den Schrecken dieser fürchterlichen Stunde gab es nur einen Weg der Rettung für ihn, und diesen führte ihn die Vorsicht. O, wer, der je in seinen bängsten Stunden mit den Qualen gebrochener Hoffnungen und segensloser Erinnerungen rang — wer hat es nicht jedesmal empfunden, daß die Liebe des Weltenvaters ihm nie näher gewesen war als grade in den Stunden der hoffnungslosesten Verzagung? daß, wenn sein von Thränen erblindetes Auge keinen Schimmer von Licht in der Tiefe seiner Nacht mehr entdeckte, Gottes Vatersorge ihn auf ungeahnten Wegen aus seinem Dunkel riß?

Eben die Hälfte der Nacht mochte verflossen sein, als der Graf durch den Eintritt seines aus Luclause zurückkehrenden Eilboten gestört ward, welcher ihm berichtete, daß die Entäußerung seiner gutsherrlichen

Rechte zu Gunsten der ihm unterthänigen Landleute ganz andere Erfolge als die gehofften gehabt habe.

Es war nämlich von dem Zwiespalte der in Paris versammelten Notablen ein bedenklicher Geist ausgegangen, welcher, gleich einer durch den Umherflug der verpesteten Luft ihr Gift schnell verbreitenden Seuche, sich mit unbegreiflicher Schnelligkeit über ganz Frankreich ausgedehnt hatte. Unfähig, die Begriffe vom Rechte der Menschen, vom Verhältnisse des Volkes zum Staatsoberhaupte, von glückverbreitender, gesetzlicher Freiheit und Gleichheit richtig aufzufassen, schritt das Volk, die Philosophen Frankreichs misverstehend, welche in der letzten Hälfte des damals scheidenden Jahrhunderts ein zu überraschendes Licht zu verbreiten gesucht hatten, weit über die Grenze vernunftgemäßer Erwartungen hinaus und fing an eine Stellung für sich zu hoffen und zu fodern, welche unverträglich mit dem Fortbestande bürgerlicher Ordnung war. Unter Freiheit verstand es Zügellosigkeit; unter Gleichheit vor dem Gesetze, gleiche Vertheilung der Güter, und unter dem angeborenen

Rechte des Menschen nichts als das schreckliche Recht des Stärkern.

In diesen Taumel und diese Gährung war der Volksgeist auch in der Gegend von Luclause gerathen, als der Pachter dieses Gutes dessen Vasallen die Großmuth ihres Grundherrn, ihre Erledigung von den bisher getragenen drückenden Fesseln vernunftwidriger Verpflichtungen verkündete. Aber anstatt diese Großmuth dankbar zu erkennen, sah das Volk in derselben nur Furcht und Schwäche, welche keinen andern Zweck haben, als durch ein kleines, freiwillig gebrachtes Opfer der Erzwingung eines größern vorzubeugen. Abeitsscheue, böswillige Menschen bemächtigten sich des Taumels der Verblendeten und verleiteten sie, das ihnen dargebotene Geschenk nur als einen kleinen Theil des ihnen gebührenden Tributs zu empfangen und die ihnen noch vorenthaltene größere Hälfte desselben mit Ungestüm zu fodern.

Dieses waren die Nachrichten, welche der Eilbote dem Grafen überbrachte, und ein Schreiben von dem Pachter bestätigte dieselben. Es sei, schrieb dieser, zur Besänftigung der gährenden Gemüther kein an-

deres Mittel als die schleunige Ankunft des Grafen selbst übrig. Er, im Besitz der Liebe und Verehrung des größten Theils der Aufgewiegelten, werde diese durch das Uebergewicht seiner Milde zu ihren verkannten Pflichten zurückführen und dem Einschreiten einer schmerzenden Strenge Seitens der Verwaltungsbehörden vorbeugen können.

Diese Unglückskunde gab den auf einen Punkt zusammengedrängten Gefühlen des Grafen andere, sie günstig zerstreuende Richtungen. Zum ersten Male bebte der Anblick seines schwindelnden Vaterlandes ihn an, und schwer fiel der Vorwurf, daß er das, für den Empfang seiner Gabe unvorbereitete Volk zu deren Misbrauch veranlaßt habe, auf sein Herz. Er beschloß sofort die Reise nach Luclause anzutreten, um den bösen Geist, welchen er selbst dort erweckt hatte, durch Milde zu beschwichtigen und die Herstellung der Ruhe durch Zwangsmittel unnöthig zu machen.

Die Frage, ob er Leoniden zur Begleitung auffodern solle, verneinte er sich bald. Der Zweck seiner Reise litt keine Unterbrechung durch eine Nacht-

ruhe, deren Leonidens erschöpfter Körper dringend bedurfte. Auch foderte die Pflege des kränkelnden Kindes die Aufsicht der Mutter.

Er bereitete noch in derselben Nacht seine Abreise vor und schlich, als der längst angebrochene Morgen ihn hoffen ließ, seine Gemahlin erwacht zu finden, in ihr Zimmer.

Sie schlief nicht mehr, oder hatte vielleicht gar nicht geschlafen, denn ihre Augen trugen die Spuren des Zustandes eines Ueberwachten, und die schlaffen Züge ihres todtenbleichen Angesichts standen im Einklang mit der Mattigkeit ihrer Blicke.

Der Graf kündete Leoniden die Vorgänge in Luclause und seine Absicht an, auf der Stelle dahin abzureisen. Mit sichtbarem Schrecken blickte sie auf ihn, dann wieder vor sich hin, und ihre Züge nahmen allmälig einem bestimmten düstern Ausdruck an. „Reise!“ sprach sie; „es ist gut, daß Du gehst! Wenn Du wiederkommst, dann wird's ja vorbei sein“

Sie sprach die letzten Worte mit matter Stimme und ließ das Haupt sinken.

„Was wird vorbei sein, wenn ich wiederkomme?“

rief der Graf mit neu ausbrechender heftiger Beängstigung. „Leonide, was wird vorbei sein? — Dein Leben? — Gedenke Deines Schwurs!"

„Fürchte nichts für mein Leben, insofern seine Fortdauer in meiner Gewalt steht," antwortete Leonide. Da seufzte sie mit einem Male tief auf, blickte weniger düster, gleichsam als habe der tiefgeschöpfte Athemzug ihre Brust erleichtert, den Grafen an, zog ihn zu sich nieder und rief: „O Gott, noch ist nicht jede Hoffnung verloren! Noch ist die Möglichkeit meiner Rettung nicht spurlos entschwunden! — Hoffe, Godefroi! O Gott! — Geh! Geh! — Kein Wort mehr!"

Sie entzog sich seiner Umarmung mit Gewalt; noch einmal bedeckte der Graf das Gesicht seines Kindes mit seinen heißen Küssen und Thränen, riß sich dann los und sprang in den bereits harrenden Wagen.

Sein Weg durch die Straßen der Hauptstadt führte ihn der Wohnung des Grafen Boémond vorüber; er befahl zu halten und flog hinauf, um seine verlassene Leonide der Theilnahme seines Vetters und dessen Angehörigen zu empfehlen.

Er ward gemeldet und angenommen, aber seltsam gespannt war sein Empfang und fast verletzend die Kühle, mit welcher die Damen seine Bitte, während seiner Abwesenheit Leonidens eingedenk zu sein, empfingen. Die Abgemessenheit ihrer höfisch kalten Erwiderung war ebenso leicht für eine Ablehnung als für eine Genehmigung der Bitte des Grafen zu deuten, und dieser nahm gern die nothwendige Beeilung seiner Reise zum Vorwande, seinen Besuch abzukürzen.

Schon lag die Barrière von Paris hinter ihm, und noch immer sann er über die fast beleidigende Frostigkeit nach, mit welcher alle Mitglieder jener Familie, besonders aber der weibliche Theil derselben seine Bitte, sich seiner Gemahlin anzunehmen, wie überhört behandelt hatten, und plötzlich fiel es ihm ein, daß während seines ersten Besuchs in diesem Hause die beiden jungen Gräfinnen kein einziges Wort an Leoniden gerichtet, und daß die Mutter während ihres Gespräches mit derselben sie häufig mit zweideutigen Seitenblicken gemessen hatte. Es fing an dem Grafen wahrscheinlich zu werden, daß

diese Familie von dem Plane seines verstorbenen Vaters, ihn mit einer der Töchter derselben zu verbinden, Kenntniß gehabt und der Schuldlosen, welche der Verwirklichung dieses Entwurfs in den Weg getreten war, grollen möge. Lange hielt er jedoch diesen Gegenstand nicht fest, ihn verdrängte die Erinnerung an sein häusliches Leiden, welches ihn während seiner ganzen im Fluge zurückgelegten Reise nicht verließ.

In Cahors fand er ein Schreiben vor, welches ihn an diesen Ort unerwartet fesselte. Sein Pachter meldete ihm nämlich, die ungünstige Stimmung des Landvolks habe einen so gefährlichen Grad erreicht, daß die so sehr ersehnte Anwesenheit des Grundherrn jetzt, statt vortheilhaft, wie er gehofft habe, nur nachtheilig wirken könne. Der alte Haß, welcher vor Jahren die Calvinisten und die Katholiken gegen einander erbittert habe, sei unter den gegenwärtigen Verhältnissen heftiger als je ausgebrochen. Die letztere Partei, als die stärkere, habe in verschiedenen bedenklichen Reibungen gesiegt und sei durch diese Siege in eine so fanatische Begeisterung versetzt wor-

den, daß sie von nichts Anderm rede als von einer gänzlichen Ausrottung ihrer Glaubensfeinde, zu welchen sie ganz öffentlich auch den Grafen zähle; die calvinistische Partei hingegen, nicht weniger als jene angeregt, erwarte mit Sehnsucht seine Ankunft, um sich seiner als Parteihaupt in dem beabsichtigten Kampfe zu bedienen und unter seiner Leitung dem andern Haufen die Spitze zu bieten. Unter diesen Umständen sei daher die Ankunft des Grafen nicht rathsam, und besser scheine es für ihn und für das unruhige Volk zu sein, wenn er einige Zeit in Cahors ohne Aufsehen zu erregen verweile und an diesem Orte ruhig die Kunde von einer hoffentlich günstigen Wendung der Verhältnisse abwarte. Der Graf überzeugte sich, daß seine Ankunft in Luclause wirklich das Signal zu blutigen Auftritten geben könne, und beschloß einige Tage in Cahors zu verweilen. Er gebot seinem geringen Gefolge, seinen Stand und Namen zu verheimlichen, billigte in einem Briefe an den Pachter dessen Ansicht und lud in einem zweiten, welchen er durch einen seiner Diener befördern ließ, Legrange ein, ihn zu besuchen.

Fünf Tage lang beobachtete der Graf den hier sich regenden Volksgeist, und täglich mehr bestätigte sich seine Entdeckung, daß nicht allein in Luclause die verschiedenartigsten Stoffe in ausbruchdrohender Gährung begriffen waren, sondern daß auch in dem benachbarten Guienne, ja, wie man von nah und von fern vernahm, in ganz Frankreich ein fürchterlicher Aufruhr der Gedrückten gegen ihre Bedrücker, der Armen gegen die Reichen, der Faulen gegen die Fleißigen, der Muth- undBöswilligen gegen Ordnung und Recht drohe.

Der eigne Kummer des edeln Mannes trat vor dem großen allgemeinen Leiden, welches, einer ungeheuern Wolke gleich, die den ganzen Himmel mit ihren schwarzen Flügeln bedeckt, mit Riesenschritten heraneilte, in den Hintergrund seiner Seele. Mit steigender Ungeduld harrte er seines Freundes Legrange, von dessen Wahrnehmungen er Trost zu empfangen hoffte; aber sein Bote kehrte zurück, ohne den schon seit einiger Zeit in Berufsgeschäften verreisten Pastor gefunden zu haben.

Es schien, als beabsichtige die Vorsehung dem

Grafen von Zeit zu Zeit Mittel zu gewähren, neue Kraft zur Tragung neuer Qualen zu sammeln; denn in der That waren die Ereignisse, welche jetzt seine Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen, bedeutend genug, um der Herrschaft seines ältern Schmerzes wenigstens in einzelnen Stunden theilend entgegenzutreten und seinem Herzen eine kurze Ruhefrist von seiner Marter zu gestatten; aber immer von Neuem trat der fürchterliche Genoß seiner Tage und seiner Nächte, der Gedanke an Leonidens geheimnißvolles Elend, wieder aus dem Hinterhalte, ergriff ihn und spannte ihn zu neuen Martern auf das Folterbette, welchem eine Sorge anderer Art ihn kaum entrissen hatte. So glich der Unglückliche einem Verfehmten, der vergebens die Spur seines flüchtigen Schrittes verwischt und vergebens selbst zu den Höhlen, von Ungeheuern bewohnt, seine Zuflucht nimmt. Tausend unsichtbare Späher heften sich an seine Fersen; tausend Augen suchen und finden ihn, wo er sich auch verstecke, und tausend gewaltige Arme strecken sich polypenartig nach ihm aus, um ihn zu umwinden und sein dem Richter im Verborgenen

verfallenes Haupt vor der geheimen, unentrinnbaren Macht niederzubeugen.

Der Graf erhielt von seinem Pachter ein neues Schreiben, in welches ein anderes sich eingeschlossen befand, das, von Paris kommend, für ihn in Luclause eingelaufen war. Das große Liliensiegel verkündete eine königliche Behörde als Absenderin desselben. Gespannt erbrach der Graf das amtliche Schreiben und fand mit schwindelnden Sinnen eine Vorladung von dem obersten Gerichtshofe des Königreichs, sich in einem ganz nah bevorstehenden Termine vor demselben zu gestellen und sich gegen die wider ihn erhobene Anklage zu vertheidigen, daß er seine Gemahlin gewaltsam verhindere, zur katholischen Kirche überzutreten. Zum zweiten und zum dritten Mal überlas der Graf, seinen Augen mistrauend, die Vorladung und dann erst die derselben beigefügte, von der hohen Geistlichkeit gegen ihn eingereichte weitläufige Klage. — Welcher Quell strömte dieses Gift ihm zu? War, trotz Leonidens Versicherung, daß sie die katholische Kirche eher hasse als liebe, dennoch vielleicht ihre geheime Anhänglichkeit an dieselbe der

Grund ihrer so ängstlich verborgenen Leiden? Und hatte ein anderes Auge vielleicht schärfer als das seinige gesehen, diese Anhänglichkeit entdeckt und ihr Beharren bei der ererbten Lehre etwa Zwangsmitteln von seiner Seite beigemessen? Nein, das war nicht möglich, denn er selbst hatte ja Leoniden zu dem Uebertritt zu bewegen gesucht, und sie selbst hatte ihn entschieden zurückgewiesen. Was berechtigte ihn, Leoniden der Verstellung, der Lüge fähig zu halten? Sie wachte über ein ihm unerklärbares Geheimniß mit seltener Standhaftigkeit, sie war unglücklich durch diese Last auf ihrer Brust, aber nicht unwahr. Sie wollte, sie mußte er fragen, ob sie die Quelle dieser auf ihn geworfenen Beschuldigung kenne, und er war es gewiß, Wahrheit auf ihren Lippen zu finden.

Er ließ Pferde bestellen, warf sich in den Wagen und eilte nach Paris zurück.

In Estampes traf der Graf während des Pferdewechsels mit der zu gleichem Zwecke dort aufgehaltenen narbonner Diligence zusammen und fand das Zimmer mit Passagieren angefüllt, die aus dem bewegten Süden Frankreichs nach dem schon übervöl-

kerten Paris, dem Ursprungsorte jener ungeheuern Schwingungen, eilten, die, von Welle zu Welle sich fortpflanzend, in immer weitern Kreisen das Königreich bewegten. Der Graf, mehr um den unbescheiden fragenden Aufwärter als um seine spärliche Eßlust zu befriedigen, foderte ein Frühstück. Es wurde ihm, wahrscheinlich mit Rücksicht auf seine glänzende Equipage, welche auf einen gefüllten Beutel schließen ließ, sehr reichlich aufgetragen; er genoß etwas und bemerkte, während er speiste, einen zur Diligence gehörigen Fremden, welcher sein Auge mit einer schlechtverborgenen Sehnsucht auf den Speisen ruhen ließ, die den Tisch bedeckten. Diese Blicke, welche verstohlen, aber dennoch unabwendbar, wie das Eisenspitzchen einem unstäten Magnete, den Bewegungen seiner Messer und Gabel folgten, erfüllten den Grafen mit Mitleid, und einige freundlich an den Fremden gerichtete Worte verfehlten nicht ihren Zweck, ein Gespräch mit ihm einzuleiten und dem Grafen in Folge desselben Gelegenheit zu geben, den augenscheinlich Hungernden zur Theilung seines Mahls einzuladen. Der Fremde ward gesprächiger und auf

den ersten Wink des Grafen dessen Gast. Mit menschenfreundlichem Vergnügen nahm der Graf die Eßlust des Unbekannten wahr, welche deutlich verrieth, daß dieser Hunger ein lange ungestillter sei, und die Beobachtung seines Appetits leitete die Aufmerksamkeit des gütigen Wirths endlich auf die Betrachtung der Person seines Gastes. Ein starkes, markiges Knochengebäude, ein scharfgezeichnetes Gesicht, halb versteckt unter einem kräftigen Haarwuchs, welcher, der noch herrschenden Mode entzogen, zwanglos, fast wild auf den rabenschwarzen Backenbart niederhing, verbunden mit einem sichtbar von schwerer Arbeit gehärteten Händepaar, ließen den Grafen einen Seemann in des Person seines Gastes vermuthen, welcher, nach diesen Kennzeichen zu schließen, wol nicht den feinern Classen angehören mochte. Die Wahl der Gegenstände indeß, über welche er sprach, und die Gewandtheit, mit welcher er dieselben im Laufe seiner Unterhaltung zu behandeln verstand, zeigten Spuren nicht gewöhnlicher Bildung, die der überraschte Graf hinter dieser unscheinbaren Kleidung nicht gesucht hatte.

An den verschiedenen andern Tischen wand das Gespräch, wenngleich auch nicht im allgemeinen Zusammenhange, sich doch um ein und denselben Gegenstand. Es war derselbe, welcher jetzt in ganz Frankreich, sowol in den Prachtsälen den Großen des Reichs wie in der niedrigsten Hütte dem ärmsten Hirtenknechte den einzigen Stoff zur Unterhaltung lieferte. „Das ist die Floge der unseligen Politik!“ seufzte eine Stimme in der Nachbarschaft des Grafen; „um England mit einem Schlage zu Grunde zu richten, haben wir seinen rebellischen Unterthanen eine Armee zum Beistande gegen ihr Mutterland über das Meer gesandt, und die Armee kommt angesteckt von republikanischen Ideen zurück und bestürmt Thron und Altar.“

„Wer nennt das Nationalheer Frankreichs angesteckt? wer schmäht die Grundsätze des freien Amerikas?“ so fragte der Gast des Grafen mit donnernder Stimme, kauend sein Gesicht nach dem verschüchterten und schnell verstummenden Redner umwendend. „Unser Thron ist seit Jahrhunderten in Schmuz versunken und muß gereinigt werden — mit

Blut, wenn's nicht anders sein kann," fuhr der Fremde fort, und der Graf bemerkte mit Schrecken die gefüllt gewesene Burgunderflasche leer. Der gegenwärtig beginnende Auftritt rief ihm die Scene in dem Wirthshause zu Lacaparède ins Gedächtniß zurück, in deren Folge sein Schwiegervater dem Tode und er selbst seinem jetzigen Schicksale hingeliefert worden war. Aengstlich winkte er seinem Bedienten und befahl die Bespannung seines Wagens zu beschleunigen; der Bediente erwiderte ihm aber, der Postbeamte habe versichert, vorerst die Diligence abfertigen zu müssen, bevor an des Grafen Weiterbeförderung zu denken sei.

„Ein Einziges hab' ich den Bourbons nachzurühmen," ließ der Fremde seine Stimme wieder erschallen, „und dies einzige Ruhmwerthe ist ihre Feindschaft gegen jenes hochmüthige verrätherische England. Diese Insulaner, diese eidbrüchigen Handelsleute haben mich, mich, einen französischen Offizier, der bei Fort Rhedobank tödtlich verwundet in ihre Hände fiel, wie einen Räuber behandelt, der mit Brecheisen und Dietrich in ihre Häuser bricht. Drei Jahre

lang haben sie mich den Irokesen und den Nadowessiern zur Aufbewahrung übergeben und mich zum Wilden unter jenen Wilden gemacht. Dann, statt mich auszuwechseln, haben sie mich von Insel zu Insel, von Schiff zu Schiff geschleppt; und als es mir endlich gelang, aus ihren Mörderhänden zu entfliehen, da haben sie es gewagt, mich, mich, einen französischen Offizier, mich, einen Waffengenossen eines Lafayette, eines Lameth, eines Latour Maubourg, zum Matrosen zu pressen, und — und —"

Der Schmerz dieser Erinnerungen schien den Erzähler zu überwältigen. Der Graf, dessen Mitleid mit dem Unglücklichen ihn dessen Unmäßigkeit vergessen ließ, sann eben über eine gute Art nach, ihn mit einer Unterstützung zu versehen, welcher der Gemißhandelte augenscheinlich sehr bedürftig war; doch bald hatte sein Gast seine Wehmuth niedergekämpft und begann wieder zu reden:

„Endlich nach zehn Jahren find' ich Gelegenheit, mich zu retten. Ich entfliehe zum zweiten Male und küsse glücklich die Erde Frankeeichs! Aber Frankreich kennt mich nicht mehr! — Meinen Vater find' ich todt;

meine Mutter, todt; meinen Bruder, todt; meine älteste Schwester, todt — ich selber gelte für todt! Mein väterliches Besitzthum ist als Erbe in die Hände meiner noch einzig lebenden Schwester gefallen, und diese ist verarmt; meine Stelle in der Armee ist besetzt, und nun steh' ich, in der Blüte meines Lebens, kaum dreißig Jahre alt, aber durch meine Wunden unfähig zum Kriegsdienst, in dieser für mich ausgestorbenen Welt. Ich habe in drei Briefen, die ich an den Stufen des Throns niederlegte, vergebens um Brot gebettelt; jetzt will ich sehen, ob meine Worte nicht mehr vermögen als meine Briefe. Ich will auf die Stufen dieses Throns meinen Fuß setzen, hinaufschreiten und Dem, der auf demselben sitzt, ein Wort ins Ohr donnern, ein Wort das —"

In diesem Augenblick blies der Postillon; die Passagiere eilten dem Postwagen zu. „Mein Herr," sprach der Graf, seinen Gast festhaltend, „Sie sind für den Augenblick in Verlegenheit; könnten Sie sich entschließen von einem Unbekannten ein kleines Darlehn bis auf bessere Zeiten anzunehmen?" Mit diesen Worten drückte der Graf ein Papier, in das er

ungezählt schnell mehre Goldstücken eingewickelt, in die Hand des Fremden und entzog sich dem Danke oder der Ablehnung der Gabe durch schnelle Entfernung.

Grade fing es an zu dämmern, als der Graf die Barrière von Paris passirte. Plötzlich hielt der Wagen; das zur Umarbeitung aufgerissene Steinpflaster hemmte nämlich auf diesem Wege die Passage. „Umgekehrt!" rief einer der Steinsetzer. „Es geht nicht, die Straße ist zu eng," erwiderte der Postillon. „Es geht!" antwortete jener. „Ist die Straße doch breit genug für die narbonner Diligence gewesen, welche vor wenig Stunden auch auf dieser Stelle umwenden mußte."

Der Graf besann sich, daß der Wagen einen sehr großen Umweg machen müsse, um auf einem andern Wege als diesem, für Fuhrwerk versperrten zu seiner Wohnung zu gelangen, und beschloß, die für Fußgänger sehr kurze Strecke dahin zu Fuße zurückzulegen. Er ließ den Schlag öffnen, stieg aus und ging die Straße hinab, während sein Postillon die Wendung versuchte.

Zehntes Capitel.

Was suchst du mir dich zu verstecken?
Sei offen, flieh nicht meinem Blick!
Früh oder spät mußt' ich's entdecken,
Und hier hast du dein Wort zurück.

Was ich gesollt, hab ich vollendet;
Durch mich sei dir von nun an nichts verwehrt;
Allein verzeih dem Freund, der sich nun von dir wendet
Und still in sich zurücke kehrt

Goethe.

Mit jeder Station, welche den Grafen der Hauptstadt genähert hatte, war der Druck seiner Erinnerungen schwerer geworden. „Was ist es, das vorbei sein wird, wenn ich zurückkehre? Welche Hoffnung hat Leonide noch für sich und für mich?" — Diese Fragen, wenn sie auch von andern dazwischentretenden Ereignissen für einzelne Augenblicke in den Hintergrund seiner Gedanken gedrückt wurden, dräng-

ten sich immer wieder mit neuer Gewalt in seinen Gesichtskreis, wie dem Mörder das Bild des Gemordeten aus jeder Wolke, aus jedem Nebel, aus jedem Nachtdunkel auftaucht, in deren Tiefen er es verloren wähnte. Jetzt, da der Graf sich dem Ziele seiner Reise näherte, da die Umgebungen seiner Wohnung ihn gleich alten Bekannten begrüßten, jetzt verdoppelten sich die Schrecken jener Fragen: „Was ist jetzt entschieden? Was hab' ich zu hoffen? Was werd' ich finden?"

Eben bog er in die gekrümmte Querstraße, an deren Ende das von ihm bewohnte Haus lag, als er aus der Thüre eines Gasthofes niedern Ranges einen Mann treten sah, den er augenblicklich für den Fremden erkannte, welcher in Estampes sein Gast gewesen war. Der Unbekannte schritt in der Richtung seines Weges dicht vor ihm.

Der Graf, zu zart, um nicht die Vermeidung eines Zusammentreffens mit dem von ihm beschenkten Fremden zu wünschen, verkürzte seine Schritte und folgte ihm in so weiter Entfernung, daß er sich, unterstützt durch die zunehmende Dämmerung, vor

einer möglichen Erkennung gesichert halten durfte. Mit einer unangenehmen Befremdung bemerkte er aber, daß der Unbekannte Jemand zu suchen scheine, welcher ganz in der Nähe seines Hauses wohne, indem er hier stehen blieb und die Nummerbezeichnungen der Häuser prüfte. Der Aufenthalt, welchen diese Untersuchung veranlaßte, brachte den Grafen unwillkürlich wieder in die Nähe seines gewesenen Gastes, und sehr unangenehm überrascht, sah er diesen in seine eigne Wohnung eintreten. Er zweifelte nun nicht mehr, daß sein Name dem Fremden bekannt geworden, und dieser auf dem Wege sei, ihm entweder seinen Dank abzustatten, oder ihm das empfangene Geschenk, als ihn verletzend, zurückzubringen. Aber mit einer noch weit größern Ueberraschung, als die erste gewesen war, hörte der Graf den Unbekannten, welcher, dicht vor ihm hergehend, die Schwelle seines Hauses überschritt, seinen Portier fragen:

„Hier wohnt die Gräfin Saint Hilaire de Pontgris?"

„Eine Treppe hoch," antwortete der Portier und zog die meldende Klingel.

Ein Bedienter kam und fragte nach Stand und Namen; der Fremde nannte diesen, jedoch unverständlich für das Ohr des Grafen, und schritt dem Bedienten, der ihn zu melden ging, auf dem Fuße nach. Der Graf folgte dem befremdenden Besuche unwillkürlich und blieb an der Thüre des Vorzimmers stehen.

„Darf ich bitten hier zu verweilen, bis ich Sie gemeldet habe?“ sprach der Bediente, indem er in Leonidens Zimmer ging.

Der Unbekannte antwortete nicht und schritt leise, mit einer Frechheit, die den Grafen zur unmittelbaren Folge bewog, hinter dem Bedienten her.

„Wer?“ so hörte der Graf Leonidens Stimme aus dem Innern ihres Zimmers fragen; „wer ist es?“

„Ich bin's, Cäcilia!“ antwortete der Fremde, schob den staunenden Bedienten heftig auf die Seite und schloß Leoniden mit stürmischer Zärtlichkeit in die Arme.

Erstarrt stand der Graf einem Spiegel gegenüber, welcher das medusenartige Bild einer ihn versteinernden Gruppe aus Leonidens Zimmer auffing und es

seinen fast gebrochenen Augen wiedergab. Seine Leonide stand, das Gesicht mit beiden Händen bedeckend, unbeweglich wie eine Marmorsäule, an den Tisch gelehnt, dessen Beleuchtung hell auf sie niederfiel. Der Fremde, sie fest umschlingend, bedeckte ihre Stirn und ihre Hände mit Küssen.

„Cäcilia, Du hast Deinen Florian vergessen?“ rief der Fremde mit dem Tone des Vorwurfs.

Da sah der Graf Leonidens Hände von ihrem Antlitz schlaff herabsinken. „Vergessen?“ rief sie; „nein, vergessen hab' ich Dich nicht! Dein Bild ist mir erschienen am Sterbebette meiner Mutter — am Begräbnißtage meines Vaters — in jedem Licht- und Schattenpunkte meines Lebens!“

Die Küsse des Fremden verschlossen Leonidens Mund. Ein niegefühlter Schmerz zerknickte das Herz ihres unglücklichen Gemahls. „Barmherziger Gott,“ so wähnte er aufzuschreien, aber seine luftleere Brust hatte die Kraft verloren, und seine Stimme war klanglos. „Barmherziger Gott! an wen hab' ich den Reichthum meiner Liebe verschwendet!“ So schrie es in seinem Innern mit tausend gellenden

Zungen. Mit dieser Frage drängten sich alle Qualen, die, von einem ungeheuern Verhängniß für Tausende vereinzelt, jedem Einzelnen dieser Tausende zu Boden gedrückt haben würden, in das Herz des Unglücklichsten aller Menschen zusammen. Es schien ihm in seiner Betäubung, als wären die Wände um ihn her ihm näher gerückt, klemmten ihn ein und preßten bis zur Athemlosigkeit; und dem Instinct nachgebend, schlich er längst den Wänden fort, die Treppen hinab und blieb, kühl und erfrischend von der Zugluft angeweht, in der Hausthüre vor der Portierloge stehen. Die frische Luft, welche unwillkürlich seine Brust einsog, hauchte die Nebelwolke allmälig hinweg, welche lähmend auf seinen Sinneswerkzeugen lag; er fing an wieder zu denken; aber seine Gedanken glichen schrecklichen Ungeheuern, welche mit schlangenartigen Zungen die verwundbarsten, die wehrlosesten Stellen seines Herzens eine nach der andern anfielen. Auf das entsetzlichste Schicksal war er vorbereitet gewesen, auf das fürchterlichste Leiden, aber auf Leonidens Untreue nicht! — Dieses innige Verhältniß mit diesem Manne war also ihr fürchterliches

Geheimniß gewesen. Jener Brief, dessen Empfang ihr die Worte: „Nicht alles Verstummte ist todt!“ entpreßt hatte, war also der anmeldende Bote dieses verstummten Lebendigen gewesen. Das Gefühl der Unvereinbarkeit ihrer neuen Pflichten mit jenen ältern, die Furcht vor dem um seinetwillen aufgegebenen Jugendgeliebten hatten ihr das Verbrechen gegen sich selbst, den Selbstmord, aufgedrungen; und nachdem dieser Versuch misglückt war, was blieb der Verbrecherin übrig, als die Flucht mit diesem Verbündeten ihrer Seele zu suchen? — „Es ist vorbei, wenn Du wiederkommst,“ so hatte sie gesagt, ehe sie den unglücklichen Gatten verließ. Nun war ihm der Sinn dieser Worte enträthselt; er hatte sie nicht mehr finden sollen; aber zu früh war er zurückgekehrt, zu spät der geheim Geliebte gekommen. Noch war das Werk nicht zur Reife gediehen, aber diese Stunde war bestimmt, es durch die Glut der Hölle in unnatürlicher Eile zu reifen. — Doch Leonidens letztes Wort war ja ein Trostwort gewesen; noch sei Rettung möglich, hatte sie gesagt und ihn zu hoffen ermuntert. So war also der Plan zur Flucht noch

kein fester in ihrer Seele gewesen? so hatte sie vielleicht gehofft, ein Mittel zu finden, jenes alte, durch die Macht der Zeit, durch den Reiz der Annehmlichkeiten ihrer neuern glänzenden Lage und, ach, vielleicht durch die Gewalt ihrer Liebe zu ihm gelockerte Band zerreißen, vielleicht sich loskaufen zu können von den Gerechtsamen des ältern Besitzers ihres Eides?

Ein heftiges Schwanken ergriff die Seele des Grafen. Was sollte er thun? — Drei Wege öffneten sich seinem taumelschweren Auge. Sollte er Leoniden loskaufen von den Ansprüchen des frühern Eigenthümers ihres Herzens und in ihren Armen ein glückliches Vergessen suchen? Er bebte zurück vor diesem Gedanken; was Leonide ihm gewesen war, das hatte sie aufgehört ihm zu sein, seit dieser Stunde, denn das Bild dieser Stunde — er fühlte es mit unwiderlegbarer Gewißheit —, das blieb seiner Seele auf ewig. — Sollte er zwischen das verbrecherische Paar treten und sein Eigenthum gegen dessen Räuber mit Hülfe seines Arms und der Gesetze behaupten? Aber welche Früchte vermochte der glücklichste

Sieg ihm zu gewähren? Leonide hatte, wie es ihm auch glücken möge ihren Besitz zu erkämpfen, aufgehört sein Eigen zu sein. — Sollte er sich endlich sein einziges ihm verbliebenes Kleinod retten? sollte er seinen Sohn aus dessen Wiege reißen und, zufrieden, die köstlichste Perle aus der verlorenen Krone seines Lebens nicht eingebüßt zu haben, schweigend, sein Kind an seine Brust gedrückt, sich von dannen stehlen und ewig Abschied von den Gütern nehmen, die einem Glücklichern als ihm anheimgefallen waren?

So sann der Unglückliche, da rollte sein Wagen daher und hielt vor seiner Thüre. „Das ist Gottes Finger!“ rief er, befahl den Bedienten, die Abpackung seines Reisegeräths zu verschieben, und wandte sich, um sein Kind zu holen und mit ihm in diesem Wagen, in dieser Minute ein anderes Obdach für diese Nacht und morgen einen andern Himmel für seine Zukunft zu suchen.

„Gehören Sie zur Dienerschaft des Herrn Grafen Saint Hilaire de Pontgris?“ hörte der Graf, während er sich wandte, Jemand seine Leute fragen. „Allerdings,“ war die Antwort. „Und er will ver-

reisen wie es scheint?“ fuhr der Fragende fort; „so habe ich denn keine Minute zu versäumen und muß ihn auf der Stelle sprechen!“

„Es ist der Herr Graf selbst, der eben dort die Treppe hinaufgeht,“ antwortete der Lakay, und der dringende Ankömmling eilte dem Grafen nach.

„Herr Graf, Sie vergeben,“ sprach er; „eine Angelegenheit von der höchsten Wichtigkeit zwingt mich, diesen Augenblick zu benutzen, da Sie dem Anscheine nach im Begriffe stehen, eine Reise anzutreten. — Herr Graf, Sie hören mich nicht, ich betheuere Ihnen, die Sache ist von der höchsten Wichtigkeit!“

„Es gibt für mich nichts Wichtiges mehr auf Erden!“ stammelte der Graf vor sich hin und wandte, ohne seinen Gang aufzuhalten, den Kopf etwas seitwärts dem Fremden mit der flüchtigen Antwort zu: „Mein Herr, ich bin beschäftigt; ich habe keine Zeit für Ihre Angelegenheiten.“

„Nicht meine Angelegenheiten, Herr Graf,“ flüsterte geheimnißvoll der Fremde, dem Eilenden keck den Weg vertretend; „was ich Ihnen mitzutheilen

habe, betrifft Sie, Ihre Ruhe, die Ehre Ihres Hauses!"

„Ruhe? Ehre?" wiederholte der Graf mit Bitterkeit. „Bemühen Sie sich nicht weiter, mein Herr; Angelegenheiten dieser Art haben kein Interesse für mich." Mit diesen Worten schob er den Fremden heftig zur Seite und schritt an ihm vorüber.

„Wie?" rief dieser ihm nachspringend, „Ihre Ehre, Ihre Ruhe wäre Ihnen gleichgültig? Sie wären unempfindlich für das Loos Ihres einzigen Kindes?"

„Meines Kindes?" fragte der Graf, von diesem Worte ergriffen und festgehalten; „wer sind Sie mein Herr?"

„Mein Name thut vor der Hand nichts zur Sache," antwortete der Andere, „doch soll er Ihnen kein Geheimniß bleiben, wenn wir über gewisse Bedingungen erst im Reinen sind. Kann ich Sie im Geheimen auf eine Viertelstunde sprechen?"

Der Graf besann sich einen Augenblick lang, dann sprach er: „Folgen Sie mir," versuchte mehre Thüren

zu öffnen und fand endlich ein unverschlossenes Zimmer. Beide betraten es im Finstern.

„Nun, mein Herr, fassen Sie sich kurz,“ sprach der Graf; „Sie sehen, ich bin eilig.“

„Wohlan, Herr Graf,“ flüsterte der geheimnißvolle Unbekannte; „wie theuer würden Sie die Nachricht von einem geheimen Projecte bezahlen, welches den Zweck hat, Ihren Sohn unfähig zu machen, dereinst Ihre Güter und Ihren Namen zu erben?“

Der letzte Rest von Blut trat aus des Grafen Wangen. „Wer ist der Unverschämte, der die Frechheit hat, einen solchen Plan zu entwerfen?“ fragte er heftig; „und nochmals, mein Herr, wer sind Sie?“

„Das sollen Sie erfahren, sobald Sie meine Frage beantwortet haben,“ erwiderte jener. „Ich fodere für meine Kunde, die für Sie einen unschätzbaren Werth haben muß, zweihundert Stück Louisd'or und werde mich dann nicht allein darauf beschränken, Sie zu warnen, nein, auch die Mittel, Ihren Widersachern entgegenzuarbeiten und den gewissen Sieg davonzutragen, will ich Ihnen anweisen. — Wil-

ligen Sie ein, so hol' ich Licht und Schreibmaterialien aus der Portierloge."

„Holen Sie," sprach der Graf, „ich will den Wechsel schreiben." Der Fremde verschwand und kehrte nach wenig Minuten, gefolgt vom Portier, zurück, welcher Licht und Schreibmaterialien trug. Der Graf schrieb. — „Auf wen soll ich den Wechsel stellen?" fragte er innehaltend.

„Auf Louis Marchand, Advocatur-Agenten," antwortete jener. Der Graf schrieb weiter, unterzeichnete, untersiegelte, der Fremde empfing den Wechsel und begann:

„Ich bin einer der Agenten des berühmten Advocaten Verrinier, der heute ein wichtiges, gegen Sie abzweckendes Geschäft übernommen hat. Einem gewissen Grafen Saint Hilaire de Bras de Ferre ist nämlich ein Schreiben von einem gewissen Herrn von Ainaraude, an Ihre Frau Gemahlin bestimmt, zu Händen gekommen, aus welchem unwidersprechlich hervorleuchtet, daß dieser Herr von Ainaraude der ältere Gemahl der Frau Gräfin ist, und daß demnach Ihre Ehe, Herr Graf, mit der Gattin eines

Andern eine gesetzlose, und folglich Ihr Herr Sohn kein rechtmäßiger Sproß Ihres Stammes und daher nicht erbfähig von Lehngütern sein kann. Hierauf gründet Ihr Gegner, der nach beglaubigter Abschriftnahme von diesem Schreiben dasselbe sorgfältig wieder versiegelt und der Frau Gräfin zugestellt hat, sein Erbrecht auf die Lehnherrschaft Chateaugris mit Uebergehung Ihres angeblich unechten Sohnes. Ich bin von meinem Principal beauftragt, mich mit dem Pater Curiot, dem Ortsgeistlichen in Barideau, einem Dorfe bei Cordes, in Verbindung zu setzen, um durch ihn zu erfahren, ob er die Trauung Ihrer Frau Gemahlin mit dem Herrn von Ainaraude vollzogen hat, wie es aus dem gedachten Briefe hervorzugehen scheint. Wird der zwischen Beiden vollzogen gewesene Ehebund erwiesen, so hat Ihr Sohn die Anwartschaft verloren, Ihr Nachfolger zu sein, und Ihr Gegner erreicht seine Absicht. Doch gratulire ich Ihnen, Herr Graf, daß Ihre Sache in meine Hände gefallen ist. Von meinem Berichte hängt die Entscheidung ab, und wenn ich Hoffnung habe, auf Ihre fernere Großmuth zu rechnen, so werde

ich selbst die Gefahr nicht scheuen, die mit einer Beseitigung oder wenigstens theilweisen Veränderung des Kirchenbuches unvermeidlich ist. Darf ich Sie bitten, sich über Ihre Meinung zu erklären?"

„Warten Sie eine Viertelstunde hier, mein Herr," sprach der Graf, eilte hinaus und verschloß die Thüre hinter sich.

Die Aufklärung, welche der Graf von dem Agenten empfangen hatte, war weit davon entfernt, den Erwartungen zu entsprechen, welche dieser darauf baute. Die legitime Geburt seines Godefroi war ein Gegenstand, der in diesem Augenblick ganz in den Hintergrund der Vorstellungen trat, die ihn beschäftigten. Seine Stimmung für seine Gemahlin hatte während der langen Rede des verkäuflichen Agenten völlig veränderte Grundzüge angenommen. Leonide hatte sich in seinem Herzen von der tiefen Stufe einer Lasterhaften zu der höhern einer Unglücklichen erhoben. Seine Verachtung gegen sie hatte sich zum milden Gefühl des allerinnigsten Mitleids umgewandelt; ihre ganze Vergangenheit lag klar vor seinen Augen. Jugendliche Unbesonnenheit, das zeitige Er-

wachen eines flüchtigen, der Liebe ähnlichen Gefühls hatten sie in den Arm jenes Menschen, des Sohnes ihres Nachbars, geworfen; ein hinterlistiger Priester hatte heimlicherweise diesen Bund eingesegnet, dessen Entdeckung der Mutter der Verleiteten das Leben gekostet haben mochte. — Das Gelübde, sich zur Nonne zu weihen, hatte das Gewissen der Unglücklichen beschwichtigen sollen. Ihn hatte sie geliebt; ihn liebte sie noch, sonst Keinen, und nur die Furcht vor dem Empfänger jenes Gelübdes, die Furcht vor einem fanatischen Priester hatte sie zittern lassen, indem sie die Hand des einzigen Mannes, den sie geliebt hatte, die seinige, annahm, nachdem das Gerücht von dem Tode ihres Gatten, durch dessen vieljähriges Schweigen bestätigt, sie von ihren frühern Pflichten scheinbar befreit hatte. Nun gab das Grab diesen Todten zurück. Was blieb ihr nun Anderes übrig, zwischen zwei unvereinbare Pflichten gestellt, als beiden zu entfliehen, zu sterben? — Er hatte sie gezwungen zu leben; ach warum vermochte er nicht, ihr Glück zu erzwingen. Es war dahin

wie das seinige; doch so viel, als ihr zu gewähren in seiner Hand lag, das sollte sie empfangen.

Erfüllt von diesem Entschlusse, ohne Ahnung, daß all seine Folgerungen nichts als eine Reihe von Trugschlüssen, daß die in jenem Briefe enthaltenen Andeutungen falsch verstanden sein könnten, begab sich der Graf nach Leonidens Zimmer. Aber während seiner halbstündigen Abwesenheit schien dieser und ihrem Gaste bemerkbar geworden zu sein, daß ein Gespräch wie das ihrige sich mit offnen Thüren nicht vertrage. Der Graf fand das Vorzimmer verschlossen.

Er ging, um den Hauptschlüssel vom Portier zu fodern; aber leider mußte auf diesem Wege seine Leoniden so günstige Stimmung eine bittere, ihr Nachtheil drohende Beimischung erhalten.

Der Bediente, welcher den Auftrag übernommen hatte, den Herrn von Ainaraude der Gräfin zu melden, und in Folge des Ungestüms des mit ihm zugleich eingedrungenen Fremden Zeuge seines Empfanges geworden war, schilderte die gegenseitige Begrüßung des Paares seinen Kameraden so laut, daß dem eben vorübergehenden Grafen kein Wort der

weitläufigen und mit unzarten Bemerkungen ausgeschmückten Beschreibung der Scene verloren ging.

Das Gefühl, den Gegenstand seiner innigsten Neigung in der Achtung seiner eignen Dienstboten geschmälert zu sehen, durchdrang mit all seiner Herbe das Herz des Grafen, aus welchem Leonidens Fürsprecher verstummend sich zurückzogen.

Er ließ sich den Schlüssel geben, kehrte zurück nach dem Vorzimmer, öffnete es und trat ein.

Die laute Stimme des Fremden, welcher grade das Wort führte, verhinderte das Paar, den Fußtritt des nahenden Grafen zu hören. Leonide schien kurz zuvor ein mildes vermittelndes Wort eingelegt zu haben, auf welches die Antwort des Herrn von Ainaraude bezogen werden konnte. „Nein," hörte der Graf ihn rufen, „nein! — Aller Waffen will ich mich gegen ihn bedienen, welche das Glück mir in die Hände wirft, sogar die Waffen der Kirche will ich nicht verschmähen. Wie genau ich auch die Erbärmlichkeit derselben kennen gelernt habe, unter den Briten wie unter den Hindu, unter den Muselmännern, wie unter den freien Wilden Nordamerikas, hier zu

Lande ist ihr Schwert brauchbar für mich. Saint Hilaire wird von der herrschenden Kirche dieses Landes ein Ketzer genannt; ich aber bin ihr Glied, und diesen glücklichen Zufall will ich für mich benutzen."

„Zu dieser Maßregel werden Sie nicht schreiten dürfen, Herr von Ainaraude." Mit diesen Worten trat der Graf in das Zimmer.

Mit einem Schrei, wie der Graf ihn noch nie gehört hatte, sank Leonide zurück in die Kissen des Sofas, und mit einer unbeschreiblichen Ueberraschung starrte der Fremde den Eintretenden an, in dessen Gesicht er die Züge des Mannes erkannte, der ihn heute gesättigt, der ihn beschenkt hatte.

„Sie sind —" stammelte Herr von Ainaraude, „Sie sind der Graf von —"

„Ich bin Saint Hilaire," antwortete der Graf mit einer Würde, wie sie ihm noch nie eigen gewesen war. „Sie kommen, Herr von Ainaraude, Ihr Recht auf diese Dame geltend zu machen. Das allgemein verbreitete Gerücht von Ihrem Tode, Ihr zehnjähriges Verstummen hat diese Dame veranlaßt, sich frei zu glauben und über ihre Hand zu schal-

ten. Sie kehren zurück; Sie fodern Ihr Eigenthum wieder, und — ich bin kein Räuber. Empfangen Sie —" er faßte ihn bei der Hand und führte ihn Leoniden zu; „empfangen Sie, was ich mit Recht zu besitzen glaubte, Ihre Gemahlin."

Ein ungeheueres Entsetzen riß Leoniden vom Sofa empor; ihre Augen stierten wie die ungeschlossenen einer unter Qualen Verstorbenen; ihre Lippen spalteten und schlossen sich wechselsweise, und sie bemühte sich zu sprechen und vermochte es nicht. Ein gichtrisches Zucken flog hin und wieder über ihr Gesicht, welches mit hellen Perlen — zu starr, um Thränen, zu geschwollen, um der Schweiß der Todesangst zu sein — bedeckt war.

Zweifelhaft, wie es schien, sah Herr von Ainaraude dem Grafen in die trockenen, aber fast brechenden Augen. Nach einer kaum minutenlangen Pause fuhr dieser fort:

„Es versteht sich, daß ich Ihrer Gemahlin das Erbe ihres Vaters zurückgebe; jedoch muß ich mir den Vorwurf machen, durch Verwilligung von mancherlei Freiheiten an die dortigen Landleute das Besitzthum

im Werthe zurückgebracht zu haben. Auch ist das Gut Luclause auf eine Reihe von Jahren verpachtet; Sie sind also gehindert, vor der Hand Ihren Wohnsitz dort aufzuschlagen. Ich bin Ihnen mithin eine zwiefache Schadloshaltung schuldig. Doch macht ein Proceß, der mir in diesem Augenblicke droht, mich unfähig, über Summen zu verfügen, welche mit meiner Verschuldung in angemessenem Verhältnisse stehen; Ihre Nachsicht setzt mich aber vielleicht in den Stand, meine Verpflichtung auf eine andere Art auszugleichen. Würden Sie sich entschließen, neben dem Gute Luclause ein angenehmes, selbständiges und einträgliches Staatsamt anzunehmen? Ich bin nicht ganz ohne Einfluß; ich kenne genau den Schwiegersohn des Generalcontroleurs Necker, auf welchem Frankreichs Hoffnung ruht. Man redet von der Entfernung vieler untauglichen Beamten und der zweckmäßigern Besetzung ihrer Stellen. Sie, Herr von Ainaraude, haben Verdienste um den Staat; erlauben Sie mir, diese in Ihrem Namen geltend zu machen?"

„Edler, großmüthiger Mann!" rief Ainaraude

mit flammendem Entzücken. „Cäcilia! Laß uns zu seinen Füßen ihm unsern Dank niederlegen!“

„Ich bitte,“ sprach der Graf mit sehr gepreßter, erst allmälig den Ton der Ruhe wiedergewinnender Stimme, während Leonide unbeweglich, wie eine in aufrechter Stellung erstarrte Leiche, an den Tisch gelehnt stand, „ich bitte, meinem Betragen keinen edlern Beweggrund unterzuschieben, als den eines Mannes von Ehre, der keine heiligere Pflicht kennt, als ein Gut zu erstatten, in dessen Besitz er unrechtmäßiger, aber dennoch schuldloser Weise gewesen ist. Zufällig befindet sich ein Notar hier im Hause; ist es Ihnen gefällig, so berichtigen wir unsere Angelegenheit gleich. Wir dürften keine zweite Gelegenheit zur persönlichen Abschließung unsers Vertrages finden, indem ich mit meinem Sohne sogleich abzureisen gedenke.“

Jetzt zitterte der Tisch, an welchen Leonide sich gelehnt hatte, heftiger. Herr von Ainaraude eilte, sie zu unterstützen, während der Graf das Zimmer verließ, um der Amme zu befehlen, sich mit dem Kinde reisefertig zu halten, und dann den Agenten aus seiner Haft zu befreien eilte.

Er führte diesen in Leonidens Zimmer und beauftragte ihn zur Abfassung der Vergleichsacte, deren Inhalt genau die Bewilligung feststellte, welche der Graf dem Herrn von Ainaraude in seinem vorhin mit demselben geführten Gespräche freiwillig zugestanden hatte.

Der Agent entwarf die Acte, der Graf und Herr von Ainaraude unterschrieben, und dieser reichte Leoniden die Feder.

Sie faßte das schwache Werkzeug der Zertrümmerung ihres Glücks, wandte langsam ihr Gesicht dem Grafen zu, welcher, wie er die ganze Zeit hindurch vermieden hatte sie anzublicken, auch jetzt abgewandt dastand. Die Feder flog in ihrer Hand; plötzlich aber schien der Geist einer übernatürlichen Stärke sie wieder zu beleben, sie bog sich nieder zu dem Papier und unterschrieb mit fester Hand.

„Wird Ihre Gemahlin wünschen, von ihrem Sohne Abschied zu nehmen?“ fragte der Graf leiser den Herrn von Ainaraude; aber ehe dieser etwas zu erwidern vermochte, antwortete Leonide mit einem fast gellend lauten „Ja!“ — Während der Agent

eine Abschrift der Acte für die andere Partei nahm, entfernte der Graf sich und kehrte nach einiger Zeit, den kleinen schlafenden Godefroi auf seinen Armen, in das Zimmer zurück. In Leonidens Nähe blieb er stehen.

Der Postillon, welcher durch die Aussicht auf ein reiches Trinkgeld bis jetzt noch aufgehalten worden war, begann in diesem Augenblick, von seiner Ungeduld übermannt, eine lärmende auffodernde Fanfare. Leonide hing dem Hornruf einen convulsivischen Aufschrei an, dann raffte sie sich zusammen, schritt dicht zu ihrem verlorenen Gemahl hin, faßte ihr Kind mit beiden Armen und zog es nieder zu sich. Bei der jähen Hinabbiegung des Kleinen entfiel ihm das um seinen Nacken geschlungene Tuch, das Kleidchen verschob sich, und die weiße runde Achsel trat unter dem Gewand hervor. Lange ruhten Leonidens Lippen auf dieser Stelle; auf einmal fing das Kind heftig an zu schreien, und Leonide sank mit blutigen Lippen todtähnlich zu Boden, während in großen Tropfen das Blut von der Schulter des Kleinen rann, auf deren Rundung der mütterliche

Abschiedskuß im wahnsinnigen Schmerze zum tiefen, heftigen Bisse geworden war.

„Leonide!" schrie der Graf, und fast entschlüpfte das weinende Kind seinen erschlafften Armen. Da sprang, gerufen durch den Jammer des Kleinen, die Amme herein; die Gegenwart einer Dienerin gab dem Grafen seine Kraft wieder. Er umschlang seinen Godefroi fester und verließ, von der staunenden Amme gefolgt, das Zimmer. Noch einmal, bevor er die Thüre hinter sich zudrückte, flog sein Auge unwillkürlich nach Leoniden hinüber. Er sah sie noch auf derselben Stelle liegen, auf welcher sie, ihr Kind zum letzten Male küssend, niedergesunken war. Sein Herz drängte ihn umzukehren und sie aufzuheben, aber Ainaraude bog sich zu der Ohnmächtigen nieder, und ewig getrennt von ihr schwankte der Graf hinaus.

„Zum Hotel de Washington!" rief er dem Postillon zu, indem er, sein Kind auf den Armen, begleitet von der Amme und dem Agenten, seinen Wagen bestieg, dessen laut durch die Nachtstille dringendes Rädergeroll Leoniden aus ihrem Todtenschlafe wach donnerte.

„Armes, unglückliches, mutterloses Kind!" seufzte der gebeugte Vater, den Säugling an sein blutendes Herz drückend und der einer Weissagung ähnlichen Worte gedenkend, welche Leonidens Lippen entflohen waren, als sie, voll von dem Entschlusse zu sterben, an der Wiege des Kleinen gestanden hatte. „Unglückliche Waise!" fuhr er fort, als die Amme das Kind von seinem Schooße nahm, um dessen Schmerz an ihrer Brust einzuschläfern.

„Mein Herr Graf," hob der Advocaturagent mit einem bedächtigen Tone an, „wenn Sie mir erlauben wollen, eine Bemerkung auszusprechen, so muß ich gestehen, daß Sie in der Aufwallung Ihres Gefühls sich ein wenig übereilt haben; nicht etwa, was die Frau Gräfin betrifft, sondern in Betracht des kleinen Grafen. Ihre Lossagung von Ihrer Frau Gemahlin gibt Ihren Feinden die Waffen in die Hände, und ich werde die undenkbarste Feinheit anwenden mussen, die aus diesem Schritte nothwendig zu ziehenden Folgerungen zu verhindern. Hätten Sie mich vorher von diesem Verhältniß, welches ich aus der von mir aufgenommenen Acte errathe, ge-

nau in Kenntniß gesetzt, so würden wir dem Herrn von Ainaraude die Bedingung auferlegt haben, unsere für ihn an den Tag gelegte Großmuth durch eine Gegengabe zu verdienen; er hätte sich nämlich verpflichten müssen, vor Gericht seine Verheirathung mit der Frau Gräfin allenfalls unter eidlicher Erhärtung seiner Aussage zu leugnen. Dann hätten wir uns auf sein eignes Zeugniß berufen, und der kleine Herr dort wäre unbestrittener Erbgraf von Chateaugris geblieben."

„Mein Herr," fiel der Graf dem umsichtigen Juristen ins Wort, „wir reden unter vier Augen über diesen Punkt und setzen jede Erörterung desselben für jetzt aus."

Der Agent nahm eine Prise, schielte die Amme an und schwieg.

Das Hotel de Washington war erreicht. Der Graf foderte und erhielt einige Zimmer und befahl abzupacken. Als der Kammerdiener ihm die Cassette brachte, schloß er sie auf, zählte zweihundert Louisd'or ab und winkte dem Agenten, ihm in ein anderes Zimmer zu folgen. „Mein Herr," sprach

er, „ich fühle mich bewogen, den Ihnen ausgestellten Wechsel sogleich auszulösen. Hier ist das Geld, ich erbitte mir meinen Wechsel.“

„Der Herr Graf sind gar zu prompt,“ erwiderte der Rechtsgelehrte; „mein Geld war in den sichersten Händen; die Berichtigung dieser kleinen Schuld hätte füglich Anstand gehabt, bis wir am Ziele unserer vereinten Bestrebungen stehen werden. Ich nehme es indeß vorläufig als ein kleines Handgeld an, in der Hoffnung, daß wir noch manches Geschäft, besonders aber das bewußte, mit einander machen werden.“

„Hoffen Sie nicht, Herr Notar,“ sprach der Graf. „Seit ich weiß, daß meine Gemahlin in einer ungetrennten Ehe mit dem Herrn von Ainaraude gelebt hat, während sie meinen Namen führte; seit mir kein Zweifel übrig bleibt, daß mein Kind die Frucht einer ungesetzlichen Ehe und folglich unfähig ist, mir in meinen Geburtsrechten zu folgen — seit dieser Entdeckung würde ich mich in meinen eignen Augen entehren, wenn ich darauf dächte, die Erbrechte des Seitenzweiges meines Hauses zu beein-

trächtigen. Ich werde, so lange Gott meine Tage fristet, für mein Kind leben und ihm unabhängige Güter zu erwerben suchen. Die Ansprüche meines Vetters auf meine Lehnherrschaft werde ich anerkennen, sobald er sie geltend macht."

Noch nie hatte der Agent mit einer so seltsamen Spannung aller seiner Züge ins Gesicht eines Menschen geblickt, als gegenwärtig, da er, zweifelhaft, ob er träume oder wache, ob der Graf ernstlich oder im Scherz rede, diesem gegenüber stand. Der Graf sprach aber so nachdrücklich, und sein Gesicht trug einen so würdevollen Ausdruck, daß der nicht ungeübte Menschenkenner sich endlich überzeugte, er habe es mit einem Sonderlinge zu thun, dessen Schroffheit ihm jede Aussicht auf einen anderweitigen Verdienst abschneide. Es war daher das Rathsamste, sich mit dem Erwerb dieses Abends zu begnügen und kurzen Abschied zu nehmen. Dieser Ueberzeugung folgte der Agent ungesäumt.

Das klägliche Weinen des noch immer nicht beruhigten Kindes rief den Grafen zu dessen Schmer-

zenlager, an welchem er einen Wundarzt fand, den die Amme in ihrer Besorgniß herbeigerufen hatte.

„Ein tiefer Biß," murmelte der Wundarzt, während er die Wunde untersuchte, reinigte und verband; „ein tiefer Biß, dessen Spuren das Kind Zeitlebens tragen wird."

Ein Schauer überlief den Grafen, denn er gedachte in diesem Augenblick einer deutschen Kaiserstochter, welche, als die Grausamkeit ihres Gemahls sie zwang, sich von ihren Kindern loszureißen, ein gleiches unvertilgbares Mal ihrer Mutterliebe und ihres Mutterschmerzes in ihrem letzten Kusse auf der Wange des Geliebtesten zurückgelassen hatte. Ein harter Selbstvorwurf durchdrang die Seele des Grafen: war die Grausamkeit, welche er gegen Leoniden übte, indem er ihr das einzige Kind nahm, nicht die härteste, die der rauhste Mann einem Mutterherzen zufügen konnte? Leonidens blasse regungslose Gestalt trat vor sein Auge, wie er sie gesehen hatte, als sie das schreiende Kind losließ und mit blutigen Lippen und gebrochenen Augen leichenähnlich zu Boden taumelte. — „O Gott!" ächzte er, mit verhüll-

tem Gesicht davon stürzend, „ich war ein Barbar, ein entsetzlicher Barbar! Wie konnte ich ihr das Gut rauben, an dessen Besitz ihr Leben gebunden ist! Aber was hindert mich, sie zu beseligen auf Kosten meiner Seligkeit? Was hindert mich, ihr das Kind zurückzugeben, und — und zu sterben?"

In diesem Augenblick, als diese ungeheuere Frage sein Herz zerriß, trat der Stiefvater seines Sohnes, der rauhe Mann mit dem wilden Blick und den harten Händen, vor seine Seele. „Nein, nein!" schrie er auf, „mein letztes Glück, die letzte Hoffnung, die letzte Liebe, mit welcher Gott mich noch an die Erde knüpft, könnt' ich Leonidens Ruhe opfern, aber das *Glück dieses Kindes* nicht." Er sprang mit einer Heftigkeit auf, als streckte der finsterste Bote der fürchterlichen Nemesis seine Hand schon aus nach seinem geliebten Kinde, um ihn für den Frevel des Gedankens der Entäußerung seines Vaterglücks zu bestrafen, und kniete an der Wiege seines schlummernden Sohnes nieder, das Bettchen umklammernd, als wolle er sein einziges Erbgut fest-

halten und bewachen und beschützen gegen sichtbare und unsichtbare Feinde.

Die Nacht war längst vorübergegangen, ehe der Graf sich an seine im Laufe derselben übernommene Verpflichtung erinnerte, Leonidens Gatten ein Amt zu erwirken. Er kleidete sich um, ließ vorfahren und begab sich zu seinem Freunde, dem schwedischen Gesandten, Baron Stael von Holstein, der zwar bereitwillig war, seinen Wunsch zu unterstützen, jedoch an der Möglichkeit, ihn zu erfüllen, zweifelte.

„Mein Schwiegervater," sprach er, „ist zerfallen mit dem Hofe und sieht seiner Verabschiedung, vielleicht gar seiner Verhaftung entgegen. Doch will ich Sie begleiten und versuchen, was sich für Ihren Schützling thun läßt."

Der Generalcontroleur Necker empfing den Grafen sehr zuvorkommend. „Ainaraude?" sprach er, „Ainaraude? Ihr Gesuch, Herr Graf, leitet glücklicher Weise mein Gedächtniß auf diesen Mann wieder zurück, der sich vor längerer Zeit schon unmittelbar an den König selbst mit der Bitte um eine Anstellung gewandt hat. Es ist der Wille des Kö-

nigs, daß man die Bewerbungen der Mitglieder unserer ehemaligen amerikanischen Armee vorzugsweise berücksichtige, um diese der Regierung zu befreunden."

Der Minister wandte sich zu einem Secretair um und sprach: „Fertigen Sie das Diplom als Directeur der Steuererhebung im Marnedistrict für den ehemaligen königlichen Lieutenant von Ainaraude aus."

Der Secretair entfernte sich, und der Minister sprach halblaut, sodaß es zweifelhaft war, ob er mit sich selbst oder zu den Anwesenden rede: „Es ist der letzte Dienst, den ich einem Franzosen erweisen kann! Unglückliches Frankreich!"

Der Secretair brachte das Diplom; der Minister unterschrieb, und der Graf entfernte sich unter Danksagungen.

Sein erstes Geschäft war, Leonidens Gemahl das für denselben ausgefertigte Patent durch eine dritte, aber sichere Hand zustellen zu lassen, um vor ihm und Leoniden das Geheimniß seines Aufenthaltsortes zu sichern. Dann befahl er seiner Dienerschaft, Anstalt zur Rückreise nach Chateaugris zu treffen, während

er sich selbst zu seinem Banquier begab, um, zur Vorbereitung seiner Reise, seine Geldgeschäfte zu enden. Diese Angelegenheit war beseitigt und er im Begriff, zu seinem Kinde zurückzukehren, als plötzlich sein Wagen angehalten wurde.

Betroffen starrte der Graf zu dem Fenster des Schlages hinaus, welchen ein Polizeioffizier mit den Worten öffnete: „Sind Sie der Graf Saint Hilaire de Pontgris?"

Der Graf bejahte. Da stieg der Offizier zu ihm in den Wagen; zwei seiner Sergeanten pflanzten sich auf den Bock, und die Pferde wurden wieder angetrieben.

„Mein Herr, wohin führen Sie mich?" fragte der bestürzte Gefangene.

Sein Begleiter antwortete nicht.

„Mein Herr, sein Sie barmherzig," rief der Graf, „ein krankes, pflegeloses Kind bedarf meiner Fürsorge!"

Der Polizeibeamte blieb stumm.

„Gott, bin ich denn unter Seelenverkäufer gerathen?" rief der Graf, als er bemerkte, daß der

Wagen sich in eine dem Anscheine nach nur vom Pöbel bewohnte, abgelegene, vorstädtische Gegend verlor. Da fuhr ihm wie ein Blitz die Erinnerung durch die Seele, daß heute sein Termin anberaumt gewesen sei, und er diesen versäumt habe.

„Mein Herr," sprach er, „ich habe heut einen wichtigen Termin; führen Sie mich etwa vor das Tribunal?"

„Die Sitzung ist längst aufgehoben," antwortete sein Begleiter, „eine lettre de cachet möchte wol für Sie in Bereitschaft liegen."

„Lettre de cachet," stammelte der Graf und verstummte plötzlich, denn vor ihm breitete sich ein langes, hohes, schwarzgraues Gemäuer auf. Er erkannte schaudernd die Bastille.

Ein Zeichen seines Begleiters, und die Zugbrücke fiel. Der Wagen rollte hinüber und in eine lange dunkle Thorwölbung hinein.

„Mein Kind, mein Kind!" schrie jammernd der Graf und fühlte seine Sinne schwinden.

Wagen sich in eine dem Anscheine nach nur vom Pöbel bewohnte, abgelegene, vorstädtische Gegend verlor. Da fuhr ihm wie ein Blitz die Erinnerung durch die Seele, daß heute sein Termin anberaumt gewesen sei, und er diesen versäumt habe.

„Mein Herr," sprach er, „ich habe heut einen wichtigen Termin; führen Sie mich etwa vor das Tribunal?"

„Die Sitzung ist längst aufgehoben," antwortete sein Begleiter, „eine lettre de cachet möchte wol für Sie in Bereitschaft liegen."

„Lettre de cachet," stammelte der Graf und verstummte plötzlich, denn vor ihm breitete sich ein langes, hohes, schwarzgraues Gemäuer auf. Er erkannte schaudernd die Bastille.

Ein Zeichen seines Begleiters, und die Zugbrücke fiel. Der Wagen rollte hinüber und in eine lange dunkle Thorwölbung hinein.

„Mein Kind, mein Kind!" schrie jammernd der Graf und fühlte seine Sinne schwinden.

Druckfehler.

Im ersten Bande:

Seite	91	Zeile	6 v. u.	verständlichen statt verständigen
—	133	=	4 v. o.	heitere Gesselligkeit statt heitere Seligkeit
—	171	=	7 v. u.	vor statt in
—	177	=	12 v. o.	fodern statt fanden
—	206	=	11 v o.	der statt den
—	219	=	1 v. u.	gelebt statt gelobt

Im zweiten Bande:

—	70	=	8 v. u.	an Allen statt alle
—	85	=	6 v. u.	Goldstickereien statt Goldstücken
—	188	=	11 v. o.	den ihm aufgebürdeten statt das ihm aufgebürdete

Im dritten Bande:

—	101	=	7 v. u.	todesverfallenes statt todtes, verfallenes
—	194	=	11 v. o.	richtigen statt rüstigen